Königliches Gymnasium zu Salzwedel.

Ostern 1895.

II.

Wissenschaftliche Beigabe zum Jahresbericht:

Aus Heimat und Fremde.

Nach- und Umdichtungen.

Von

Dr. Gustav Legerlotz,

Direktor.

1895. Progr.-Nr. 252.

A. Menzels Buchdruckerei zu Salzwedel.

95a
13 (1895)

252 b

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus Heimat und Fremde.

Nach- und Umdichtungen.

Von Direktor Dr. Gustav Legerlotz.

In der Festschrift zur Feier der Einweihung unseres neuen Gymnasialgebäudes (2. Nov. 1882) hab' ich unter dem Titel „Metrische Übersetzungen" die ersten Proben einer alten Lieblingsthätigkeit, die etwa bis in mein 17. Lebensjahr zurückreicht, einer beschränkten Öffentlichkeit übergeben. Eine neue Reihe dichterischer Nachbildungen hat alsdann das Osterprogramm von 1884 gebracht. Die Aufnahme, welche diese mit Schüchternheit dem verschwiegenen Dunkel des Pultes entzogenen Übertragungen auch in weiteren Kreisen gefunden, hat mich seitdem zu immer neuen Darbietungen ähnlicher Art ermutigt, die sich nun sogar in die freie Öffentlichkeit des Büchermarktes hinauswagten. Gegen Ende des Jahres 1885 erschien „Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen", im Herbst 1888 „Robert Burns' Gedichte in Auswahl. Deutsch", von Herbst 1889 bis Herbst 1893 das Nibelungenlied, die Gudrun, Walther von der Vogelweide und andere Lyriker des Mittelalters in neuen Übertragungen von mir. Diesen teils nach-, teils umgestaltenden Bemühungen um Dichtungen der verschiedensten Völker und Zeiten will sich diese neuste Gabe anschließen. Auch sie ist zum Teil aus dem Bedürfnis der Schule herausgewachsen und möchte ihm fördernd entgegenkommen. Ich kann hier im wesentlichen wiederholen, was ich seiner Zeit in der genannten Festschrift zu den ersten Proben bemerkt habe: „Um meinen Primanern einen Gesamteindruck von einer fremden Dichtung, die wir in langsamer Zergliederung mit einander gelesen haben, zu verschaffen, les' ich ihnen gern eine metrische Übersetzung davon vor; und wo mir nichts Besseres zu Gebote stand, mußte wohl auch mein eigener Vorrat das Bedürfnis decken; einzelne Übertragungen sind sogar im Wettkampfe mit meinen Primanern entstanden, denen ich ab und zu immer einmal eine derartige Übung statt eines deutschen Aufsatzes aufgebe." „Ein Stück Schulleben ist ja das Gebotene auch; und manchem ehemaligen und gegenwärtigen Schüler von mir mag diese oder jene Nachdichtung eine willkommene Erinnerung, manchem vielleicht ein Antrieb zu einer Thätigkeit werden, der ich — und so wird es auch ihm ergehen — so viele Stunden reinsten Genusses und friedsamer Erhebung zu verdanken habe." — Ich habe mich an jener Stelle möglichst kurz, in den Einleitungen zu den in Buchform erschienenen Übertragungen eingehend über die von mir hierbei befolgten Grundsätze ausgesprochen: mein Ideal sind allezeit Nachschöpfungen gewesen, die sich bei möglichster Treue in Sinn und Form und Ton dennoch wie Originale lesen lassen möchten, mit einem Worte wirkliche Nachdichtungen. Das war auch diesmal mein Ziel bei einem Teile des hier Gebotenen. Ein anderer Teil hingegen bringt Umdichtungen. Versucht hab' ich auch in solchen mich schon früher. „Aus guten Stunden" enthält in seinem zweiten Buche Umdichtungen (S. 259—322) und Eigenes. In dem Vorwort hab' ich dazu bemerkt: „Was jene betrifft, so haben sie vorzugsweise Volkslieder, also herrenloses Gut mit jenen bekannten Vorzügen und Mängeln, zur Grundlage gehabt. Hier galt es teils zu wahren, teils aber zu beseitigen, zu ändern, zu ergänzen. Bei Goethe, Uhland, Heine, mehr noch bei Luther und Bürger, um von unseren älteren Fabeldichtern ganz zu schweigen, ist dies und jenes, was als Originalschöpfung passiert, ebenfalls Umdichtung; in noch größerem Umfang ist dies bei Burns der Fall."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich weiß sehr wohl, daß manche Verehrer der Volksdichtung jede Art von Änderungen an Volksliedern verurteilen, ja fast wie einen an Heiligtümern begangenen Frevel brandmarken möchten. Das ist der blinde Eifer von Fanatikern, der nicht sowohl einer warmen Liebe als vielmehr einer Verworrenheit der Begriffe seinen Ursprung verdankt. Die treue Wahrung der Überlieferung bis auf das winzigste Pünktchen ist natürlich das oberste Gesetz, wo das Volkslied zum Gegenstand litterar- und kulturgeschichtlicher Studien gemacht werden soll. Ja man kann auch zugeben, daß manche Volkslieder eine Umdichtung überhaupt nicht vertragen, sondern wohl oder übel hingenommen werden müssen, wie sie nun einmal sind, und daß andere selbst leiser Änderungen nicht bedürfen, indem ihre thatsächlichsten Unebenheiten einer nachhaltigen Wirkung nicht im Wege stehen, ja ihr vielleicht sogar Vorschub leisten. Wer wollte in allen Liedern Luthers — und hier handelt es sich sogar um volksmäßige Kunstdichtung — die Sprache und den Reim nach den Anforderungen heutiger Redeweise, heutiger Verskunst umwandeln? Wir singen ruhig weiter:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns itzt hat betroffen,

oder: Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen!
Dein gnädig Ohren kehr zu mir,
Und meiner Bitt sie öffne!

Aber es ist doch nicht zu übersehen, daß es mit den weltlichen Volksdichtungen anders bestellt ist als mit dem Kirchenliede. Das letztere ertönt noch allsonntäglich in unseren Gotteshäusern, und bei so manchen Feiern, welche die Wendepunkte des menschlichen Lebens begleiten, auch in den vier Wänden unseres Daheims, im festlichen Saale und auf freien Plätzen unter Gottes Himmel. Kurz, es ist noch in vollem Leben, und überall wird es getragen von der Melodie, die über so manche Unvollkommenheit in Sprache, Rhythmus und Reim unmerklich hinweghilft. Das Volkslied und die Volksweise hingegen verstummen mehr und mehr, obwohl auch sie einst in untrennbarer Vereinigung auf tausend und abertausend gesangesfreudigen Lippen gelebt haben. Es wäre ein lehrreiches und anziehendes Kapitel, die Ursachen dieser Erscheinung darzulegen, doch dazu würde der karg bemessene Raum des Programms nicht ausreichen. Die Thatsache des Hinsterbens beider ist nicht zu leugnen, und sie eben ist Veranlassung zu dem ungemeinen und sehr löblichen Eifer geworden, mit dem in neuster Zeit Sammlungen auf Sammlungen von deutschen Volksliedern und ihren Melodieen veranstaltet worden sind. Man möchte eben für Gegenwart und Zukunft retten, was von diesem überaus reichen Vermächtnis unserer Väter noch vorhanden ist. Damit wird freilich der Übergang dieser frischen Lebensoffenbarungen aus dem Gebiete des Ohres in das des Auges, aus dem warmblütigen Dasein in ein papiernes vollzogen. Mit unserer Kunstpoesie liegt es ähnlich. Um vom Epiker ganz abzusehen: selbst der Dramatiker dichtet für den Druck und hat abzuwarten, ob seine Schöpfung sich die Bühne erobert und sich damit die lebendige Sprachgewalt des Schauspielers dienstbar macht. Ja sogar die Liederdichtung ist heutzutage stumm und empfängt Odem und Laut nur in den Einzelfällen der Deklamation und Komposition. Diesem Schicksal wird auch das Volkslied immer mehr anheim fallen. An dem gelesenen Volksliede aber werden alle Unebenheiten weit störender empfunden als an dem gesungenen, ein Umstand, den schon Achim von Arnim und Clemens Brentano, die hochverdienten Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn" (1806—8), zu mancherlei Änderungen der von ihnen gesammelten Volksliedertexte veranlaßt hat. Es ist vielfach ein Zugeständnis an das befangene, der geschichtlichen Unterlage entbehrende Urteil des Durchschnittslesers, dem zeitliche und örtliche Abweichungen vom heutigen Schriftdeutsch als bloße Verderbungen daraus, gewisse ältere Reimformen und Rhythmen ohne weiteres als metrische Verwilderungen erscheinen. Ein solcher gewinnt bei der Anwendung eines der heutigen Kunstdichtung entnommenen Maßstabes es nicht leicht über sich, in die Lektüre des Volksliedes sich ernstlich zu vertiefen. Änderungen der erwähnten Art setzen übrigens ein nicht geringes Maß dichterischer Anempfindung voraus, wenn nicht abstoßende Flickarbeit, sondern ein Werk aus einem Gusse dabei herauskommen soll. In vielen Fällen genügt aber eine solche Thätigkeit durchaus nicht: kann man auch einen großen Teil unserer Volkslieder mit „ungeschliffenen Edelsteinen" vergleichen, so ähneln doch auch nicht wenige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem mineralischen Funde, in dem das Edelmetall mit allerlei minderwertigen Stoffen durchsetzt ist und der Scheidekunst harrt. Namentlich bei längeren epischen Gedichten hat es dem Volkssänger nicht immer gelingen wollen, den Grundgedanken greifbar und einheitlich herauszugestalten; Nebenmotive haben sich mit eingedrängt und die Dichtung aus den Fugen getrieben. Noch häufiger ist die Überlieferung an allerlei Verderbnissen schuld: nicht wenige Lieder — und es sind offenbar nicht die schlechtesten gewesen — sind im Laufe der Zeiten und bei der Wanderung von Ort zu Ort „zersungen" worden, um einen glücklichen Ausdruck Rudolf Hildebrandts zu gebrauchen. Manche Strophen sind ganz in Vergessenheit geraten und haben durch ihren Fortfall den Zusammenhang, den natürlichen Fortschritt arg zerstört. Falls ein solches Lied in mehrfachen Lokal-Überlieferungen vorhanden ist, da kann ihm zuweilen durch eine nachbarliche Anleihe wieder aufgeholfen werden; oft bleibt aber auch nichts anderes übrig als eine selbständige Ergänzung, ähnlich wie trümmerhaft erhaltene Bildwerke schon mehrfach durch fremde Hand ergänzt worden sind und noch immer ergänzt werden. Von beiderlei Ergänzungen muß man freilich verlangen, daß sie der Idee und dem Stile des Werkes vollkommen gerecht werden, sodaß das Mein und Dein für den künstlerischen Genuß kaum noch auseinander gehalten werden kann. Übrigens hat man sich beim Volksliede vor Hinzudichtung da zu hüten, wo gar keine Lücke vorhanden ist, sondern jener ihm eigentümliche „freie Wurf" (Herder) in der Anlage vorliegt, der Nebensächliches in genialer Sicherheit überspringt und durch Herausforderung der eigenen ergänzenden Thätigkeit des inneren Poeten im Hörer oder Leser oft die mächtigste Wirkung erzielt. — Nicht selten ist ein Volkslied auch durch den entgegengesetzten Vorgang entstellt, zuweilen sogar bis zu voller Sinnlosigkeit: durch das Eindringen von Strophen aus einem anderen Volksliede von gleichem Versbau und verwandter Stimmung. Die bekannte Formelhaftigkeit des Volksliedes, die von gewissen Wendungen wieder und immer wieder Gebrauch macht, mußte solcher Durchsetzung Vorschub leisten. In neuerer Zeit ist hin und wieder sogar das Eindringen einzelner Stellen aus volksmäßiger Kunstlyrik, aus Liedern eines Hauff, Eichendorf und Heine, in bekannte Volkslieder hinein beobachtet worden. — Kurz, nur eine Umdichtung, die bei aller Pietät doch weder Änderung noch Ergänzung noch Ausscheidung scheut und je nach Lage der Sache zu dem einen oder anderen oder selbst zu allen drei Mitteln greift, wird dem Schatze unserer Volksdichtung breitere Schichten der Leserwelt zuführen. Und wie könnte das Recht zu einer solchen Umdichtung an und für sich in Zweifel gezogen werden? Haben denn die Träger der Volksüberlieferung, hier ein altes Mütterchen oder eine junge Magd, dort ein fröhlicher Wanderbursch, ein biederer Soldat, ein kecker Jägersmann u. s. w. u. s. w. von dem Rechte der persönlichen Aneignung, Anpassung und Umgestaltung nicht den ausgiebigsten Gebrauch gemacht? Und da sollte selbst das Ergebnis bloßer Gedankenlosigkeit und Gedächtnisschwäche wie ein Heiligtum geschont werden? Ja, welches ist denn in solchen Fällen, wo ein Volkslied in vielen landschaftlich verschiedenen Formen überliefert ist, das einzig echte Erbe, neben dem die anderen Formen als Entstellungen mit Verachtung beiseite geschoben werden müßten?

Was hier vom deutschen Volkslied bemerkt worden ist, gilt übrigens im wesentlichen auch von der Volksdichtung der fremden Völker.

Vor mir hat Wilhelm Langewiesche, am bekanntesten unter dem Pseudonym E. Kleinpaul, in einem Büchlein „Von der deutschen Volkspoesie" einer größeren Anzahl Volkslieder Umdichtungen von seiner Hand gegenübergestellt. Die erste Auflage (1860) gab er unter dem Pseudonym Wager heraus, um anzudeuten, daß er den Wagemut besitze, mit seinem Unternehmen der verbreiteten Ansicht, als ob eine solche Umdichtung unstatthaft sei, entgegenzutreten. Die zweite Auflage (1870), unter dem Namen E. Kleinpaul veröffentlicht, wahrt den Charakter des Buches in der Hauptsache; die dritte Auflage hingegen, nach dem Tode des Verfassers von Direktor Karl Leimbach völlig umgearbeitet (1890), hat dem durch den neuen Titel („Zur Einführung in das Deutsche Volkslied") angedeuteten Zwecke gemäß die Umdichtungen des Verfassers sämtlich bis auf eine ausgeschieden. Mir ist augenblicklich nur diese jüngste Auflage zur Hand; doch die einzige Probe von Umdichtung, die sie noch bietet, gestattet wohl einen Schluß auf das Verfahren des Umdichters überhaupt. Er geht einen Schritt weiter als die Verfasser des Wunderhorns, doch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch er scheint auf halbem Wege stehen geblieben zu sein und infolge dessen auch nur Halbes geschaffen zu haben. — Leimbachs Name hat einen guten Klang in der pädagogischen und litterarischen Welt; sein Verfahren gegen Langewiesches Umdichtungen könnte einem zu denken geben. Auch hat selbst ein Dichtergenius wie Klopstock mit seinen Umdichtungen älterer Kirchenlieder nicht gerade Glück gehabt. Aber er war eben eine zu stark ausgeprägte Eigennatur und zwar eine solche, der es in der Empfindung und der dichterischen Technik allzusehr an volksmäßiger Einfalt gebrach; und Langewieschen hat eben wohl seine Halbheit sein Ziel verfehlen lassen. Gegen Klopstock kann ich aber Luther und noch manchen gleichzeitigen Kirchenlieder-Dichter ins Feld führen, die freien, getrosten Mutes nicht wenige ältere geistliche Lieder, ja sogar weltliche Volkslieder für ihre Zwecke umgedichtet haben; und ihre Umdichtungen führen sogar ein fröhlicheres Leben als ihre Vor- und Unterlagen. Gustav Wendt, der 1873 das Wunderhorn von neuem herausgegeben, bemerkt in seiner Vorrede S. IV über die Volksdichtung: „Durch diese Art der Verbreitung ist auch eine stete Veränderung des Liedes bedingt, und eigentlich hat jeder, der dasselbe weitersingt, das volle Recht, daran zu ändern oder hinzuzudichten, was er will." Und die weltlichen und geistlichen Umdichtungen, die ich vor einem Jahrzehnt in „Aus guten Stunden" geboten, haben gerade die lebhafte Anerkennung Leimbachs (Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart V, 310), dessen Widerspruch gegen Langewiesche also kein grundsätzlicher zu sein scheint, sowie in Lyons Zeitschrift IV eine eingehende Würdigung von Julius Sahr erfahren, der zur Fortsetzung meiner Bemühungen um unser heimisches Volkslied dringend mahnt. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich aus dieser liebenswürdigen Mahnung eine eigentliche Ermunterung für mein weiteres Thun gezogen hätte. Diese neueren Nachschöpfungen sind mir wie die älteren ein inneres Herzensbedürfnis gewesen und ohne Ausnahme einer jeweiligen Stimmung entsprungen; aber ich hatte dabei doch das wohlthuende Bewußtsein, daß ich mit meinen Ansichten nicht allein stünde und für meine neuen Darbietungen in diesem und jenem Kreise wieder auf eine gute, warme Herberge rechnen könne. Auch haben F. Tetzner („Spielmanns-Weisen. Ein Liederstrauß zeitgenössischer Dichter", Leipzig, Claußner, 1893) und Robert Claußner („Unsere Dichter in Wort und Bild", Band III, Leipzig, Claußner, 1894) mittlerweile neben Eigenem auch einzelne neuere Umdichtungen von mir gern in ihre Sammlungen aufgenommen.

Hier folgen nun weitere Proben aus den verschiedenen Gebieten unseres Volksliedes.

Wem daran liegt, die Umdichtungen mit den Grundtexten zu vergleichen oder sich eingehender über das Volkslied zu unterrichten, der sei auf folgendes Werk verwiesen: „Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königlich Preußischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme." Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1893—94, 3 sehr starke Kleinfolio-Bände. Zu Anfang des ersten Bandes (S. XVII—LX) findet man auch ein Verzeichnis der ganzen früheren Litteratur vom 16. Jahrh. bis zur Gegenwart mit Einschluß der übrigen germanischen und halbgermanischen Völker.

I. Balladen. 1) Nachklänge der Göttersage (vgl. Erk-Böhme I, S. 1—61). Noch bis auf den heutigen Tag werden in vielen Gegenden Deutschlands, besonders an den Meeresküsten und in der Nähe größerer Seen und Flüsse, vereinzelt aber auch an anderen Stellen Lieder vom Wassermann oder Nix gesungen, deren Grundstock bis in die Tage des Heidentums zurückreicht; doch ihre Form haben sie erst in einer Übergangszeit gewonnen, die heidnischem Glauben noch vielfach anhing, aber auch schon dem Christentum Eingang verstattet hatte. Wir finden hier die beiden Elemente in ähnlicher Weise mit einander verschmolzen wie im Nibelungen- und Gudrunliede. Daß diese Wassermanns-Dichtungen nicht auf Deutschland beschränkt waren, sondern überhaupt germanischen Ursprungs sind, zeigt ihre enge Berührung mit dänischen und schwedischen Ausgestaltungen. Auch ein wendischer Text liegt vor; er scheint aber von den deutschen Liedern beeinflußt zu sein. — Diesen Wassermanns-Liedern ist das Verlangen des Wassergeistes nach einer schönen Erdentochter gemeinsam, doch während die eine Gruppe seine Werbung um eine widerstrebende, von bösen Ahnungen erfüllte Braut, deren Eltern den unheildrohenden Bund befürworten, zum

Gegenstand haben, behandelt eine andere Gruppe die gewaltsame Entführung einer Jungfrau durch den Nix, ihr ödes Leben in der Wasserwelt und ihre Heimkehr zu Eltern und Geschwistern auf den Ruf der Kirche. Erk-Böhme (S. 1—7) giebt aus dieser letzteren Gruppe 6 verschiedene Formen unter Erwähnung kleiner Abweichungen noch anderer Überlieferungen. Sie kennzeichnen sich alle als Spielarten einer gemeinsamen Urform schon durch den doppelten Kehrreim in Zeile 2 und 4, mag dieser auch einige Verschiedenheiten im Wortlaut zeigen: Von dem Berg und tiefen Thal bis (oder: wohl) über die See — Zwischen Berg und tiefem Thal wohl über die See — Von dem Berg bis (oder: wohl) über die See — Von der Burg bis über (oder: an) die See. Die Namensform der Jungfrau wechselt zwischen Hannale, Hannele, Hannerle, Annale, Anna-Marie, Agnete, Agnese, Agnina Fee, Lilofee, Linafee, Dorothee. Diese Namen fügen sich teils schlecht in den Rhythmus, teils klingen sie zu absonderlich oder zu alltäglich. Ich habe den Namen Ilsabee gewählt, der in der Altmark öfter gehört wird; übrigens hat auch unsere Mark eine Form des Liedes aufbewahrt, die von Parisius aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet worden ist. Der Wassergeist wird in den meisten Gedichten Wassermann benannt, die von ihm Geraubte als eine Jungfrau von königlichem Stamm oder königlichem Adelstamm, als Königs Töchterlein oder das königliche Töchterlein, als Königs Tochter aus (oder: von) Engeland oder des Königs von England sein Töchterlein, vereinzelt (in der Breslauer Überlieferung) als eines Bauern Töchterlein bezeichnet. Weit erheblicher sind andere Abweichungen: schon die verschiedene Länge der einzelnen Formen (21, 19, 18, 17, 12, 11 Strophen) zeigt, daß Verstümmelungen oder Eindichtungen, vielleicht auch beide Vorgänge statt gefunden haben werden, von sprachlichen Einzelverschiedenheiten zwischen den im wesentlichen übereinstimmenden Strophen ganz abgesehen. In der That hat die Pechauer Überlieferung (11 Strophen, gleichfalls von Parisius niedergeschrieben) offenbar den Schluß eingebüßt: der Vater erkennt sein in die Kirche eintretendes Töchterlein nicht wieder, sondern verleugnet „die schöne Agnese"; hier bricht das Lied ab, ohne zu erzählen, was aus dieser nun weiter geworden. Den ursprünglichen, der heidnischen Anschauung wohl am meisten entsprechenden Ausgang dürfte die uckermärkische und niederlausitzische Form (E.-B. S. 4—6) bewahrt haben: der Wassermann, dem das Verweilen seines Weibes auf der Oberwelt zu lange dauert, erscheint plötzlich, fordert sofortige Rückkehr und haut der Unglücklichen, als sie sich weigert ihm aufs neue in die Wasserwelt zu folgen, mit dem Schwerte das Haupt ab. Das Bedürfnis nach einem versöhnlichen Abschluß des Ganzen hat wohl erst nachträglich zur Hinzufügung einer neuen Endstrophe geführt: Und wo ein Tröpflein Blut hinsprang — Von dem Berg wohl über die See — Da standen drei Engelein mit Gesang Vor der schönen Dorothee. So in Granzow (Uckerm.), und ähnlich bei Guben (Niederlaus.). Das gleiche Bedürfnis ist in der Leitzkauer Form (E.-B. S. 7) auf ganz andere und zwar recht moderne Weise befriedigt worden: Ach liebe Königstochter mein — Von der Burg bis an die See — Wolltst du nicht gerne bei mir sein Du schöne Agnina Fee? So will ich dich nicht länger quälen — Von der Burg bis an die See — Und ich mich nicht zu Tode grämen, Du alte Agnina Fee. — Eine viel tiefere, zu Herzen sprechende Lösung bieten schlesische und anhaltische Formen dar, die in einer Verherrlichung der Allgewalt der Mutterliebe ausklingen. Von diesen Formen bin ich denn auch bei meiner Umdichtung ausgegangen. Ihren 20 Strophen stehen in den letztgenannten Formen 21, 19 und 18 gegenüber; der erste der beiden Kehrreime ist von mir der Leitzkauer Form entnommen, da er in den schlesischen Formen sich viel zu breit macht, in der anhaltischen hingegen ganz verloren gegangen ist. Das Zuwerfen eines Apfels beruht auf heidnischem Volksglauben (J. Grimm, Deutsch. Mythologie 2. Ausg. I, 464). Ein Beispiel recht gedankenloser und dabei sehr widerwärtiger Eindichtung bietet die 5. Strophe der Granzower Form, in der es von den 7 Söhnen der schönen Dorothee heißt: Drei gehörten dem wilden Wassermann, Vier gehörten dem König aus Engelland. —

Die Wassermann-Sage ist auch von neueren Dichtern behandelt, so von Justinus Kerner und Karl Lappe, und Goethe hat die Herdersche Übersetzung des bezüglichen dänischen Volksliedes in sein Singspiel „Die Fischerin" aufgenommen. Ein nahverwandter Stoff liegt seiner Ballade „Der Fischer" sowie dem bretagnischen Volksliede „Graf Nann" (Aus gut. Stund. S. 259 ff.) zu Grunde. Auch an den „Erlkönig" sei erinnert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Nix.

1. Es schweift der Nix durch Nacht und Wind:
— Von der Burg bis an die See —
Er liebt des Dänenkönigs Kind,
Die schöne Ilsabee.

2. Er baut im Au eine Brücke von Gold.
— Von der Burg bis an die See —
„Du sträubst dich umsonst, o Röslein hold,
Du schöne Ilsabee."

3. Kaum thät sie am Morgen den ersten Gang,
— Von der Burg bis an die See —
Die Brücke jäh in die Flut versank
Mit der schönen Ilsabee.

4. Sie wohnte da drunten sieben Jahr,
— Von der Burg bis an die See —
Und sieben Söhne dem Nix gebar
Die schöne Ilsabee.

5. Sie rührte des Jüngsten Wiegenrand,
— Von der Burg bis an die See —
Da hört sie die Glocken von Dänenland,
Die schöne Ilsabee.

6. „Ach Nix, ach lieber Ehgemahl,
— Von der Burg bis an die See —
So laß mich gehen zur Kirchen einmal,
Mich arme Ilsabee!"

7. „Und lass' ich dich zur Kirchen gehn,
— Von der Burg bis an die See —
Dann möcht' ich nimmer dich kehren sehn,
Du schöne Ilsabee".

8. „Wie kehrt' ich nicht hierher zurück?
— Von der Burg bis an die See —
Wer pflegte die Sieben, das einzige Glück
Der armen Ilsabee?"

9. Und als sie kam zu des Kirchhofs Raum,
— Von der Burg bis an die See —
Da neigte sich Gras und Strauch und Baum
Vor der schönen Ilsabee.

10. Und als sie trat zur Kirchen hinein,
— Von der Burg bis an die See —
Da neigte sich Graf und Ritter fein
Vor der schönen Ilsabee.

11. Der Vater macht die Bank ihr auf,
— Von der Burg bis an die See —
Die Mutter legt ein Kissen darauf
Für die schöne Ilsabee.

12. Sie führten sie dann zu Saal und Tisch;
— Von der Burg bis an die See —
Sie brachten ihr Fleisch, sie brachten ihr Fisch,
Der schönen Ilsabee.

13. Kaum führt sie den ersten Bissen zu Mund,
— Von der Burg bis an die See —
Da fällt in den Schoß ein Apfel rund
Der schönen Ilsabee.

14. „Ach Mutter, liebste Mutter mein,
— Von der Burg bis an die See —
Werft flink den Apfel ins Feuer hinein!
Ich arme Ilsabee."

15. Noch eh' es geschehn, stund allsogleich
— Von der Burg bis an die See —
Der Nix, vor Zorn so wild und bleich,
Vor der schönen Ilsabee.

16. „Ei Ilslein, kehrst du nimmer zurück?
— Von der Burg bis an die See —
Wer pflegt die Sieben, das einzige Glück
Der armen Ilsabee?"

17. „Die Kinder teilen wir unter uns zwei."
— Von der Burg bis an die See —
„Nehm' ich mir vier und du dir drei.
Ich arme Ilsabee!"

18. „Du nimmst dir drei, ich nehme drei,
— Von der Burg bis an die See —
Das siebente schneiden wir entzwei,
Du schöne Ilsabee.

19. Nehm' ich ein Bein, nimmst du ein Bein,
— Von der Burg bis an die See —
Das nenn' ich recht geteilet sein,
Du schöne Ilsabee."

20. „Und eh' ich mein Kind, mein armes zerstück',
— Von der Burg bis an die See —
Viel lieber kehr' ich ins Wasser zurück,
Ich arme Ilsabee."

2) Aus der Heldensage. Hierher gehört das Hildebrandslied, dessen Umdichtung ich früher schon (Aus gut. Stund. S. 264 ff.) veröffentlicht habe.

3) Rittergeschichten. Ich bringe zunächst das Lied von dem Schloß in Österreich oder von dem gefangenen Knaben, das von Schleswig bis in die Schweiz, vom Elsaß bis nach Kärnten und Siebenbürgen hinein gesungen wurde und vielfach noch wird. E.-B. I, 285—214 bietet unter 61a—61f 6 verschiedene Formen, die folgende Punkte gemein haben: Gefangenschaft eines Jünglings im schauerlichen Verließ eines stolzen Schlosses; Bitte des Vaters um Freilassung seines Sohnes und Abweisung wegen einer goldenen Kette, die der Jüngling um den Hals trägt;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hinrichtung desselben. — Die Strophenzahl der einzelnen Überlieferungen ist wieder eine sehr verschiedene: 17 (2mal), 12, 11, 8, 7. Die beiden kürzesten Formen, die nassauische (61 f) und die rheinische (61 c), behandeln alle einzelne Punkte sehr knapp und wissen von einer Sühnung der unverschuldeten Hinrichtung nichts; das letztere gilt eigentlich auch von der Kärntener Form (61 e); denn wenn auch der „unter dem Hochgericht" stehende Vater den Wunsch ausspricht: „O Sohn, o liebes Kindlein mein, Könnt' ich dir dein Tod ringen!" (d. i. rächen), so antwortet doch der Sohn: „Mein Tod ringen könnt ihr mir lei (d. i. halt) nit", und er bedauert nur, daß seine „Mutter zu Haus vor Elend" zugleich mit ihm sterben werde. Diese 3 Liedformen klingen unbefriedigend aus; man wird annehmen dürfen, daß sie den Schluß, die Rächung der Gewaltthat, eingebüßt haben. Von einer solchen erzählen die übrigen 3 Formen ausdrücklich. Hinrichtungen sind ein Lieblingsgegenstand des Volksliedes; auf diesen Vorgang legt denn auch die Kärntener Überlieferung den ganzen Nachdruck, indem sie von ihren 12 Strophen nicht weniger als 7 der Ausmalung dieser einen Scene widmet; die Rachefrage interessiert daneben weniger, und so kam der Schluß allmählich in Vergessenheit. Die 3 vollständigeren Überlieferungen zeigen folgenden Aufbau des Stoffes: Haft 4, 4, 3 Strophen, Verhandlung 3, 3, 3 Str., Hinrichtung 7, 7, 3 Str., Sühne 2, 2, 2 Str. Eine heutige Umdichtung wird die Hinrichtungsscene etwas einzuschränken haben. Das Paktieren mit dem Henker wegen eines kurzen Aufschubs der Todesvollstreckung (61 a, b, d, e) ist kein glücklicher Zug, zumal der Jüngling selber sagt, es sei ihm nicht „um sein junges Leben"; das natürliche Verlangen, zum Abschied noch einen letzten vollen Blick in die schöne Welt zu thun, kann trotz jener Streichung doch zu kräftigem Ausdruck gelangen. Die Mutter (61 a, b, e), die im übrigen in der Dichtung gar keine Rolle spielt, bleibt auch hier am besten ganz aus dem Spiele. Ein Lied „Der gefangene Schüler" (61 g), das trotz abweichender Situation doch aus unserer Dichtung hervorgegangen, läßt gar „drei schneeweiße Weiber" in Person unter seinem Galgen erscheinen, Mütterlein, Schwester und Feinslieb. Die Schwester ist hier noch weniger am Platze als die Mutter. Mit seinem Feinslieb unterhält sich der Gerichtete noch, als er bereits am Galgen baumelt und alle übrigen Zuschauer den Richtplatz schon verlassen haben. Hierin liegt immerhin ein brauchbarer Grundgedanke: der Jüngling muß nach der gemeinsamen Überlieferung von 61a—f wegen der güldenen Kette sterben, die ihm eine Jungfrau geschenkt hat; ihn in seinen letzten Augenblicken noch dieses Mägdleins, das in sein Schicksal so entscheidend eingreift, gedenken zu lassen, liegt sehr nahe. Eine anhaltische Überlieferung läßt ihn seiner „Frau Wittwe" gedenken; in der schwedischen Form hingegen (Schweden, Dänen und Niederländer haben sich unsere Ballade angeeignet) ist wie im gefangenen Schüler von der Liebsten die Rede; und Simrock (Die Deutschen Volkslieder, Nr. 26) hat in richtigem Gefühl ohne weiteres in Nr. 14 eingesetzt: „Es ist mir um mein schönes Lieb, Die weinet also sehre". — Wir müssen jetzt der Schuldfrage näher treten. Es muß doch eine besondere Bewandtnis damit haben, daß der Schloßherr trotz der Bitte des Vaters seines Gefangenen und trotz des Angebotes eines so reichen Lösegeldes um einer bloßen Goldkette willen, die der Jüngling von einer Jungfrau geschenkt bekommen, auf der Hinrichtung besteht. Die verschiedenen Überlieferungen lassen uns hier im Stiche; der ursprüngliche Grundgedanke ist verdunkelt. 61a sagt: „Dreihundert Gulden die helfen euch nicht, Der Knab und der muß sterben: Er trägt ein güldene Ketten am Hals, Die bringt ihn um sein Leben" — fast ebenso b—f, nur daß das Lösegeld in c sogar dreitausend Thaler beträgt und in f eine Krone von Gold angeboten wird. Der Vater erwidert in a trotzig: „Trägt er ein güldene Ketten am Hals, Hat er sie doch nicht gestohlen, Hat's ihm ein zartes Jungfräulein verehrt, Darbei hat sie ihn erzogen." Die beiden ersten Zeilen dieser Strophe lauten in b—f fast buchstäblich ebenso; die beiden folgenden treten in verschiedenen Formen auf: b „Hat's ihm ein zart Jungfräulein verehrt, Dabei sie ihn erzogen" — „Die hat ihm eine schöne Jungfrau geschenkt, Wobei er ist erzogen" — c „Eine Jungfrau hat sie ihm verehrt, Die trägt er ihr zu Ehren" (trotz des Reimwortes gestohlen in Zeile 2!) — e „Hat sie ihm lei's (= halt des) Goldschmidts Töchterlein geben, Kostet mehr wie tausend Gulden" (während das angebotene Lösegeld nur dreihundert Gulden beträgt) — f „Das hat ja sein Vater aus Frankreich gebracht, In England ist es erworben." — In den Formen e und f hat sich das Volk die Sache allem Anschein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach dahin zurecht gelegt, als ob der Jüngling wegen eines wenn auch unbegründeten Verdachts, einen schweren Diebstahl begangen zu haben, in den Turm geworfen sei, und als ob der Schloßherr in gutem Glauben strenge Gerechtigkeit übe; in d wird er sogar als Richter bezeichnet. Es ist zu beachten, daß gerade die Formen e und f keine sühnende Rache eintreten lassen, während d allerdings von einer Sühne weiß. Dieser Irrweg ist vollends in dem gefangenen Schüler betreten: da hat „ein alter Mann", der seltsamerweise in dem „Schlößchen in Österreich" selber wohnt, in Frankfurt viel Geld gestohlen und giebt es, um den Verdacht von sich abzulenken, einem ihm begegnenden Schüler (d. i. Studenten), um es ihm ein Weilchen zu tragen. Dieser wird ertappt, und alles Leugnen hilft nichts: „Ich hab's nicht gestohlen, ich hab's nicht gethan, Es hat mir geben ein alter Mann, Sollt's ihm eine kleine Weil tragen". Die Herren kehren sich nicht daran, Sie nahmen den Schuler gefangen Und warfen ihn zwischen zwei Mauern ein. Und da der Schuler aufs Rathaus kam, Sein Urteil wollten sie ihm sprechen. — Nein, der Schloßherr muß vielmehr in seiner Ehre sich aufs tiefste gekränkt fühlen, daß er den Jüngling in so grausamer Gefangenschaft hält und ihn hinrichten läßt. Ist er selber als junger Mann zu denken, so könnte Eifersucht der Beweggrund seines Handelns sein: er haßt in dem anderen den bevorzugten Nebenbuhler; die Jungfrau müßte eben das „schöne Lieb" des Knaben (d. i. nach bekanntem Sprachgebrauch = Jüngling) sein, das diesem jene verhängnisvolle goldene Kette als Liebeszeichen verehrt hat. Es ist unsäglich geschmacklos, daß manche Forscher dies „zarte Jungfräulein" zu — der Gouvernante des Knaben haben machen wollen, zu deren Angedenken er das Kleinod trage. Die Verteidigungsworte des Vaters in a und b haben zu dieser Abgeschmacktheit Veranlassung gegeben; in d („Die hat ihm eine schöne Jungfrau geschenkt, Wobei (d. i. bei der) er ist erzogen") hat dieses Mißverständnis schon das Volk selber begangen, während in c die nicht mehr klaren Worte der alten Überlieferung unter Aufgabe des Reimes durch eine allgemein verständliche Wendung („Die trägt er ihr zu Ehren") ersetzt sind. Das „Darbei hat sie ihn erzogen" besagt: Damit hat sie ihn an sich gezogen, ihn an sich gefesselt. — Denkt man sich hingegen den Schloßherren als älteren Mann, so könnte er sich in seiner Ehre gekränkt fühlen, wenn die Jungfrau seine eigene Tochter, der Jüngling ein einfacher Bürgersohn wäre, der durch Schönheit und edle Gesinnung die Liebe des hochadligen Fräuleins gewonnen hätte. Ich glaube damit das Richtige getroffen zu haben. Das Gedicht gewinnt alsdann ein kulturgeschichtliches Gepräge: es rückt mit seiner Entstehung in die Tage des erblühenden Städtetums und veranschaulicht den Kampf eines älteren und neueren Zeitbewußtseins, den Zusammenstoß zwischen ritterlichen Standesvorurteilen und thatkräftigem Bürgerstolz. Wer die 6 Lieder unbefangen liest, wird gewiß nicht auf die Vermutung kommen, daß der Gefangene und sein Vater gleich dem Schloßherren dem Adel angehören dürften; letzterer wird ja auch dem Vater gegenüber in a, b und e ausdrücklich als „Herr" (d. i. nach altem Sprachgebrauch ein ritterbürtiger Mann) gekennzeichnet (Sein Vater zu dem Herren ging). Wie dem nun aber auch sein mag: meine Auffassung von der Grundidee unserer Dichtung hat mich bestimmt, dem Vater bei der Verhandlung mit dem Schloßherren jener Idee entsprechende Worte in den Mund zu legen, die zugleich den Ausgang des Ganzen vorbereiten. Der in seiner Bürgerehre gekränkte und seines Sohnes auf schmähliche Weise beraubte Vater verbündet sich mit anderen waffentüchtigen Bürgern zu einem nächtlichen Überfall auf das Schloß. Die Formen a, b, d nehmen zur Herbeiführung der Sühne zu einem Wunder ihre Zuflucht: a Es stund kaum an den dritten Tag, Ein Engel kam vom Himmel: Man sollte den Knaben vom Gerichte nehmen ab, Sonst würde die Stadt versinken. Es stund kaum an ein halbes Jahr, Der Tod der ward gerochen: Es wurden mehr denn dreihundert Mann Von's Knaben wegen erstochen. — Ganz ähnlich b; in d heißt es: Da kam ein Engel vom Himmel her, Gab ihm die Sakramente: „Gieb mir den Sohn vom Richtplatz her, Sonst wird die Stadt versinken." Diese Engelerscheinung, wie sie ähnlich in einer ganzen Reihe anderer Volksballaden vorkommt, betrachte ich als einen jüngeren Einschub, der das Ereignis der darauf folgenden Strophe erklären soll; denn nach der Verdunkelung der Grundidee war diese Strophe allerdings unverständlich geworden. Die beiden Strophen passen aber trotzdem — und das spricht für den Einschub der ersteren — herzlich schlecht zusammen: die Leiche des Gehenkten ist ungeachtet der Aufforderung des Engels offenbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht vom Galgen abgenommen und ausgeliefert, und das für den Fall des Ungehorsams von dem Boten Gottes prophezeite Strafgericht, das Versinken der Stadt, findet dennoch nicht statt. Das Lied vom gefangenen Schüler hat diesen Widerspruch empfunden und den Schluß infolgedessen so gestaltet: Es stund nicht länger als drei Tag an, Es kam eine Pest vom Himmel (herab), Sie sollen den Schüler vom Hochgericht thun, Sonst würd' die Stadt versinken. Es stund nicht länger als drei Tag, Es kamen drei Tauben aus Engelsreich Und hoben den Schuler ins Himmelreich: Der Schuler ist selig worden. — Ein Widerspruch liegt freilich auch hier vor, wiewohl das Ursprüngliche und Hauptsächliche, die Rache, ganz beseitigt und durch eine Sühne im Jenseits ersetzt worden ist. — Dies Streben nach Verchristlichung hat auch auf die Hinrichtungsscene mehrfach umgestaltend eingewirkt und die Racheidee schon hier in den Hintergrund gedrängt. Ich verweise auf die Kärntener Form (61 e) zurück. Und auch in a lautet die betreffende Stelle jetzt so: Sein Vater unter dem Gerichte stand, Sein Herz möcht' ihm zerbrechen: „Ach Sohne, liebster Sohne mein, Den Tod will ich schon rächen." „Ach Vater, liebster Vater mein, Mein Tod sollt ihr nicht rächen! Brächt meiner Seel ein schwere Pein, Um Unschuld will ich sterben." Fast denselben Wortlaut bietet b. Im gefangenen Schüler ist dies Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn unpassenderweise von der Richtstätte nach dem Rathaus verlegt: Und da der Schuler aufs Rathaus kam, Sein Urteil wollten sie ihm sprechen. Sein Vatter stund als (= just) hinte dran, Sein Herz möcht ihm zerbrechen. „Ach Vatter, liebster Vatter mein, Laßt euer Herz nicht brechen! Mein Mutter geht es (als = just?) mit'm neunten Kind, Das könnt ihr vor mich rächen." „Ach Sohne, liebster Sohne mein, Das kann ich nicht vor dich rächen; Fürwahr das steht in Gottes Gnad, Kein Wort kann es nicht sprechen." Lehnt in den beiden vorhergehenden Fällen der Sohn die Rache ab, so thut es hier der Vater.[1]) Die Formen c, d und f haben den Vater in der Hinrichtungsscene ganz beseitigt und sein Eingreifen auf die beiden ersten Abschnitte (Haft und Verhandlung) beschränkt. Ich habe ihn auch dort beibehalten und ihm gerade unter dem Galgen des Sohnes Worte der Rache in den Mund legen zu müssen geglaubt. — Die Schilderung des Schlosses ist in jenen phantastischen Zügen gehalten, die das Volkslied liebt: es ist von Silber, rotem Gold und Marmor- oder auch Edelstein gemauert, ja eine Überlieferung weiß sogar von einem Bau aus Zimmet und aus Nägelein zu berichten und fragt mit Genugthuung: Wo findet man solche Mauern? Merkwürdig, daß gegen solchen Überschwang die Kärntener Form (e) ausdrücklichen Einspruch erhebt: War nicht von Silber oder Gold, Von Marmorstein aufgemauert. Ich habe auch noch auf dieses Material Verzicht leisten zu sollen geglaubt. — Bemerkt sei beiläufig, daß eine Umdichtung ins Geistliche schon aus dem 17. Jahrh. bekannt ist; sie beginnt: Ich weiß ein ewiges Himmelreich, Das ist ganz schön gebauet, Nicht von Silber und rotem Gold, Mit Gottes Wort gemauert.

Der gefangene Knabe.

1. Es stund ein Schloß in Österreich
Mit hohen, festen Zinnen;
Darinnen saß ein Edelgraf
Von stolzen, harten Sinnen.

2. Darinnen lag ein feiner Knab
Auf seinen Kopf gefangen;
Er lag wohl vierzig Klaftern tief
Bei Molchen und bei Schlangen.

3. Da kam sein Vater aus der Stadt
Und klagte vor dem Turme:
„Ach liebster Sohn, herzliebster Sohn,
Du liegst bei Molch und Wurme!"

4. Er trat in des Edelgrafen Saal:
„Ihr seid von blauem Blute,
Ich bin ein ehrlicher Bürgersmann,
Und Schwerter schmied' ich gar gute.

5. Mein Amboß trägt mir reichen Sold;
Drum biet' ich euch hundert Gulden.
Dafür gebt meinen Sohn heraus!
Er soll nicht schuldlos dulden."

6. „Deine hundert Gulden helfen nicht,
Und wolltest du tausend geben.
Ein Kettlein trägt dein Knab am Hals,
Das bringt ihn um sein Leben."

7. „Und trägt er ein Kettlein auch am Hals,
Er hat es nicht gestohlen.
Das gab ihm euer Töchterlein
Als Treupfand unverhohlen."

[1]) Wenn hier nicht eine Verwechselung von r ä c h e n und r e c h n e n vorliegt; letzteres ergäbe einen viel besseren Sinn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8. Man reicht dem Knaben im engen Hof
Die letzten Sakramente:
„Hilf, frommer Gott im Himmelsthron,
Du sitzest im Regimente!"

9. Man führt zum Galgen ihn hinaus,
Dort war der Henker zu finden:
„Langt mir ein seiden Tüchlein her,
Die Augen ihm zu verbinden."

10. „Laß ab, o lieber Meister mein!
Ich will die Welt noch schauen:
Heut seh' ich zum allerletzten Mal
Die sonnigen Herrgotts-Auen!"

11. Sein Vater stund wohl unter dem Holz,
Das Herze wollt' ihm brechen:
„Ach Sohn, herzliebster Sohn,
Dein Sterben will ich rächen!"

12. „Ach Vater, liebster Vater mein,
Denk nicht an meine Ehre!
Denk nicht an meinen jungen Leib!
Doch eine weint so sehre."

13. Es stund kaum an ein halbes Jahr,
Just wollt' es im Osten tagen,
Da ward der Graf mit hundert Mann
Von Bürgerhieben erschlagen.

Ein Gegenstück zu dem vorhergehenden Gedichte ist die folgende unter dem Titel „Der Herr von Falkenstein" bekannte Ballade. Auch sie war in Ober- und Niederdeutschland vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten allgemein verbreitet, und wie bekannt und beliebt ihre Melodie war, geht aus der Thatsache hervor, daß zu einem niederländischen geistlichen Liede des 15. Jahrh. als Weise angegeben ist: „Jc sach mijn heer van Valkenstein uet sijnre borch;" auch meldet J. Beckmanns Stralsund. Chronik unter dem Jahre 1543 von dem westpreuß. Organisten Peter Kulenn: Wenn he scholde spelen „Christus vnser heilant", so spelde he: „Ick sach den herrn van Valckensteen vth siner borch wol rieden". Es giebt in den verschiedensten Gegenden Deutschlands eine ganze Reihe von Burgen mit dem Namen Falkenstein; die hier gemeinte ist höchst wahrscheinlich die hessische unweit Fritzlar, die 1351 erbaut wurde. Das Lied dürfte sich auf eine hessische Fehde aus dem 14. Jahrh. beziehen, so daß der Gefangene und die seine Freilassung erwirkende Frau gleich dem Falkensteiner als ritterbürtig zu betrachten wären. Übrigens hat die Ballade den geschichtlichen Charakter abgestreift und einen allgemein menschlichen romantischen angenommen. Ihrem Ursprunge nach ist sie niederdeutsch, und E.-B. I S. 216—18 bringt auch unter 62 a, b u. c noch 3 niederdeutsche Texte aus Lippe und Westfalen; daneben unter d u. e 2 hochdeutsche Texte, aus dem Elsaß (von Goethe daselbst 1771 für Herder aufgezeichnet) und aus der Schweiz, und unter f noch eine schwäbische Form mit neuem Titel: „Der junge Herzog von Würtemberg und ein Fräulein". Auch bei diesem Liede weichen die verschiedenen Überlieferungen in ganz wesentlichen Stücken erheblich von einander ab; nur bei den niederdeutschen Formen a u. b beschränken sich die Abweichungen von einander auf unbedeutende Einzelheiten. Die schweizerische Form e hat unter dem Einfluß der zuletzt besprochenen Ballade eine müßige Einleitungsstrophe über die Burg Falkenst. hinzugefügt: Es liegt ein Schloß in Hessenland, Es ist zu Ehren reiche, Falkenstein ist es genannt. Wo findt man seines Gleichen? — Ebenso enthalten die Formen a u. b eine müßige Zusatzstrophe am Ende, die fast nur eine Wiederholung der vorhergehenden Strophe ist und in einer westfälischen Nebenform denn auch fehlt. Umgekehrt hat die schwäbische Form f (sie zählt gegenüber den 11, 12 u. 13 Strophen der anderen Formen nur 8) den echten Schluß und damit zugleich die schöne Grundidee eingebüßt: die Befreiung des Gefangenen infolge der Umstimmung des Burgherren durch den ritterlichen Mut eines edlen, treuen Weibes. Diesen Beweis von Mut hat zwar auch f bewahrt, aber die entscheidende Antwort des Falkensteiners ist ganz in Vergessenheit geraten und die Trutzrede des Weibes infolgedessen weiter vom Ende zurückverlegt, so daß nun der Rat des Burgherren, sie solle sich zur Stillung ihres Leides übers Jahr einen anderen Mann nehmen, als Antwort auf jene Rede gelten muß. Mit der Ablehnung jenes Rates schließt das Gedicht — ein Schluß ohne Schluß!! Man sieht, das Salz ist ganz dumm geworden. — Auch in der Situation finden sich bedeutsame Abweichungen. Jenes niederländische und westpreußische Citat läßt den Falkensteiner aus seiner Burg gewappnet herausgeritten kommen, wohl zu einem neuen Kampfe; und ebenso stellt es f dar; der Gefangene befindet sich bereits im Turm der Burg, indem er aus einem früheren „sauren" Streite in die strenge Haft der Feste geschleppt worden ist. In den 5 übrigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Formen hingegen ist der Falkensteiner auf dem Heimritt zu seinem Bergschloß, und in e führt er erst in diesem Augenblicke den Gefangenen mit sich, während die übrigen 4 Formen in Übereinstimmung mit f den Gefangenen bereits im Burgverließ schmachten lassen. In e befindet sich der Ritter noch nicht auf dem Anstieg des Berges, sondern noch in einer „breiten Heide", eröffnet selber das Gespräch mit dem ihm auf dem Wege begegnenden jungen Weibe, stellt an dasselbe die entehrende Zumutung, zur Nacht sein „Schlafbuhle" zu sein, und nennt seinen Namen. Das Weib wird als „Mädel" und „schöne Magd", d. h. als Jungfrau eingeführt, die unter Ablehnung jenes Ansinnens um die Freilassung des Gefangenen bittet, da sie ihn „zur Ehe" haben will. Das sind lauter Verderbungen der ursprünglichen Überlieferung. Die letztgenannte Abirrung ist dadurch veranlaßt worden, daß die niederdeutschen Formen das junge Weib als „Jungfrou" oder „Jungfruwe", als „Lefken" (Liebchen) oder „Leweste" des Gefangenen bezeichnen, doch bedeutet das erste Wort nicht nur Jungfrau, sondern auch junge Frau. Denselben Doppelsinn hat in der älteren Sprache auch „Fräulein", und mit „Traut Fräulein" und „Zart Fräulein" wird in e und f denn auch die junge Ehefrau des Gefangenen vom Burgherren angeredet. Die elsässische Form d hat mit der Verwandlung der Gattin und Mutter in eine unvermählte Jungfrau zugleich einen schönen Zug rührender Doppeltreue beseitigt; f ist auf halbem Wege stehen geblieben, indem die Mutterschaft des jungen Weibes aufgegeben, die Frauenschaft hingegen beibehalten ist. — Unzweifelhaft wird der Burgherr nicht bloß durch die mutige Trutzrede des jungen Weibes umgestimmt, sondern ihre ausharrende Treue wirkt dazu mit. Da ist es wieder ein Vorzug der sonst so geschädigten elsässischen Form d, daß sie durch Einfügung einer neuen Strophe das unentwegte Verweilen der jungen Frau unter dem Turme des Gefangenen, das die übrigen Formen in einer einzigen Strophe mehr nur berühren als eigentlich ausführen, stärker betont. Meine Umdichtung geht hierin noch einen Schritt weiter. — In der Art, wie die Umstimmung des Falkensteiners sich äußert, sind ebenfalls sehr bezeichnende Unterschiede vorhanden. In den niederdeutschen Formen knüpft jener die Freilassung an die Bedingung, daß die junge Frau mit ihrem Mann „ut dem Lanne trecke" (aus dem Lande ziehe), und sie willigt für den Fall ein, daß er ihr einen Brief mitgebe, damit sie in dem fremden Lande auch bleiben könne. Das geschieht, und darauf heißt es: As se wal (wohl) in en grot Hede (Heide) kam, Wal lude ward se singen: „Nu kan ik den Heren van Valkensteen Mit minen Worden twingen." Dies nachträgliche Triumphieren und Jubeln über einen edlen Gegner ist nicht gerade schön und raubt dem Ausgang die Harmonie. Noch unedler, ja geradezu herausfordernd und voll schnöder Undankbarkeit ist der Schluß der elsässischen Form: „Wohl aus dem Land da zieh ich nicht, Hab niemand was gestohlen, Und wenn ich was hab liegen lan, So darf ich's wiederholen." Das sind wahrscheinlich Hinzudichtungen, die ein bloßer Irrtum veranlaßt hat. Wie im Anfange der Ballade ein Schwanken zwischen ut siner Borch und to siner Borch vorliegt, so wird der Ritter vermutlich gesagt haben: „Trekt ju met em to Lanne", d. h. zu eurer Heimat, wie ja das jüngere Hildebrandslied beginnt: „Ich will zu Land ausreiten". Und dies „to Lanne" ist dann in „ut dem Lanne" entstellt, und nun hat man ein Anhängsel für nötig erachtet, das gegenüber einer Landesverweisung den von der jungen Frau bewährten Mut aufs neue beglaubigen soll und ihn nun noch übertrumpft. Wie wenig dies Anhängsel sich der Situation des Ganzen anpaßt, geht aus dem Umstande hervor, daß die Frau den Ritter hier plötzlich mit du anredet, während bis dahin von beiden ji (ihr) als Anredeform gebraucht worden ist. Das Ursprüngliche und Gute hat die schweizerische Form e bewahrt, die den Falkensteiner auf die Herausforderung des jungen Weibes antworten läßt: „Traut Fräulein zart, das thu ich nit, Das wär eine große Schande. Nehmt ihr wieder euer schönes Lieb Und zieht mit ihm zu Lande!" Was dann noch folgt: „Gott frist den jungen von Falkenstein, Gott tröst den jungen von Falkenstein, Gott tröst ihm das Leben!" ist zwar auch jüngerer Anwuchs, der nicht einmal das Versmaß gewahrt hat, aber kein schlechter: dieser Segenswunsch eines übervollen dankbaren Frauenherzens läßt die Ballade anmutend ausklingen. Ich habe ihn metrisch umgestaltet und ihm inhaltlich eine Wendung gegeben, wie sie der Denkungsart des jungen Weibes, das in dem Ehebunde sein ganzes Lebensglück findet, angemessen sein dürfte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Weib des Gefangenen.

1. Es thät der Herr von Falkenstein
Zu seiner Hochburg reiten.
Den Breitschild schob er hinter sich,
Das Schwert hing ihm zur Seiten.

2. Es trottet ein gefangner Mann
Am Bügel seines Rosses.
Jetzt stutzt es. Ei, was tritt ihn an
Am Hofthor seines Schlosses?

3. „Und seid ihr der von Falkenstein,
Der Herre dieser Gauen?
So gebt mir den Gefangnen los,
So gebt ihn seiner Frauen!"

4. „Vermodern soll auf Falkenstein
Der Trotzige hinter Mauern."
„So will ich unter die Mauern stehn
Und will ihm helfen trauern." —

5. Sie ging den Turm wohl um und um:
„Herzliebster, bist du drinnen?
Ach, daß ich dir nicht helfen kann!
Das bringt mich schier von Sinnen."

6. Vom Himmel sinkt die schwarze Nacht,
Sie lauscht an Quadern und Planken:
„Und wenn die Nacht drei Jahr lang wär',
Ich harre sonder Wanken."

7. Am Himmel glüht das Frührot auf,
Der Graf hört stilles Weinen:
„Du junges Weib, du braves Weib,
Geh, sorg' für deine Kleinen!

8. Du junges Weib, du schmuckes Weib,
Was willst du dich vergrämen?
Die Wittib mag nach Jahresfrist
Sich einen anderen nehmen!"

9. „Eh will ich sterben! Ein andrer Mann
Umfinge mich mit Armen
Und schlüge meine Waisen wohl
Mit Ruten sonder Erbarmen.

10. Ach, trügen Frauen Schild und Schwert
Gleich Rittersleuten und Knechten,
So würd' ich mit dem von Falkenstein
Um meinen Liebsten fechten."

11. „Mit einer Frauen fecht' ich nicht,
Das wäre mir Schimpf und Schande.
Du junges Weib, du treues Weib,
Ich löse dir seine Bande."

12. „Gott möge dem jungen von Falkenstein
Ein würdig Gemahl bald geben!
Gott mög' ihm selbst und seiner Frau
Lang fristen Leib und Leben!"

Die Ballade Ritter und Königstochter war im 16. und 17. Jahrh. gleichfalls weit verbreitet, wie zahlreiche Drucke („fliegende Blätter") und handschriftliche Aufzeichnungen darthun; auch ward ihre Weise als Choralmelodie verwandt und ihr Text zu einem Passionsliede („Ein schön lied von dem Herrn Jesu und Maria, seiner lieben Mutter") umgedichtet. Eine Heidelberger Handschrift macht zu dem Liede die Randbemerkung: „Ist gewesen ein Hertzogin von Mechelburgs (d. i. Mecklenburg) Dochter. Die Burg heißt Steergerdt" (d. i. Stargard). Möglich, daß auch hier ein geschichtlicher Vorgang zu Grunde liegt, doch hat auch bei dieser Ballade eine Umgestaltung in das allgemein Menschliche stattgefunden: es handelt sich um die Liebe einer Fürstentochter (bald wird sie als eines Herzogs, bald als eines Königs Tochter bezeichnet) zu einem niedriger Geborenen, einem bloßen Edelmann. Doch das ist nicht die Hauptsache; den Schwerpunkt legt die Dichtung in das durch ein unvorhergesehenes Ereignis herbeigeführte Sich-Verfehlen der beiden Liebenden mit seinen verhängnisvollen Folgen. Goethe hat zu dem Liede bemerkt: „Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unseren Voreltern nicht." Es ist sehr wohl möglich, daß die Ballade in der That eine Behandlung jener antiken Sage ist, die auch in Shaksperes Sommernachtstraum und in Andr. Gryphius' Peter Squentz Verwendung gefunden hat. Ähnliches werden wir bei der folgenden Ballade von den Königskindern wahrnehmen; nur hätte die Sage in einigen Punkten wie in jener eine Germanisierung erfahren. Daß Zwerge Jungfrauen entführen und sich mit ihnen vermählen, kommt in deutschen Sagen und Liedern oft vor. Das Lied hat im einzelnen große Schönheiten, als Ganzes aber verdient es, wenigstens in den vorliegenden Formen, den von Goethe ausgesprochenen Tadel; auch Vilmar sagt in seinem „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" von unserer Ballade: „zerrüttet, teilweise karrikiert oder gar nur in Fragmenten bis auf den heutigen Tag erhalten." Ich habe es durch meine Umdichtung zu retten versucht. E.-B. giebt I S. 304—11 zwei stark von einander abweichende Formen (No. 86. Ritter und Herzogstochter — No. 87. Der Graf beim Brunnen) und fügt S. 311—13

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch eine Übersetzung aus dem Niederländischen hinzu (No. 88. Abendgang). Alle 3 Formen beginnen mit einer einleitenden Strophe, die den Grundton anschlägt, sofort auf die beiden Hauptpersonen der Dichtung hinweist und die Hindernisse andeutet, welche der Verbindung, ja selbst der bloßen Begegnung der beiden Liebenden im Wege stehen. Diese Anfangsstrophe in No. 87 bezeichnet die ganze Dichtung als „eine hübsche Tageweis", und auch in der späteren Zusatzstrophe am Ende derselben Nummer heißt es: Damit will ich beschließen Die schöne Tageweis. Gleichwohl ist gerade 87 keine eigentliche Tageweise; denn dieser Form von Liebesliedern, die das Volkslied dem höfischen Minnegesang entlehnt hat, liegt stets der Gedanke zu Grunde, „daß der Burgwächter auf der Zinne die in tiefer Sicherheit ruhenden Liebenden mit dem Anbruche des Tages weckt und an das Scheiden mahnt." In 87 ist aber von einem Wächter überhaupt nicht die Rede, und auch im übrigen entspricht die Situation nicht den Voraussetzungen der Tageweise oder des Tageliedes. Das ist aber in weitem Umfange der Fall bei 86: hier führen uns die Strophen 2—6 die fürstliche Jungfrau in breitem Zwiegespräch mit dem Wächter vor, der trotz seiner Furcht vor dem Zorn des Herzogs durch reiche Geschenke sich bestimmen läßt, dem nächtlichen Stelldichein der Liebenden seine Unterstützung zu gewähren. Und Str. 14—18 berichten, wie der Wächter frühmorgens sein Wecklied anhebt, seiner Mitschuld von den Eltern der Jungfrau überführt und von ihnen zu Tode gemartert wird: Sie ließen den Wächter fahen, Sie legten ihn auf ein Tisch, Zu Stücke thät man ihn schneiden Gleich wie ein Salmenfisch. Und warum thaten sie das? Daß sich ein ander Wächter Sollt hüten dester baß. Das ist geschmacklos und widerwärtig; außerdem hat dies allzu rege Interesse an dem Thun und Leiden des Wächters, dem von den 18 Strophen des Ganzen nicht weniger als 10 gewidmet sind, die Einheit der Dichtung völlig zerstört und die in der Einleitungsstrophe angekündigte Hauptsache, das Schicksal der beiden Liebenden, ganz in den Hintergrund gedrängt. Wir erfahren nicht einmal, auf welche Weise sie für den unheilvollen Abend ein Stelldichein verabredet haben, auch nicht, was den Tod des Ritters veranlaßt hat, und was aus der Jungfrau wird: Da lag der edle Ritter tot, Da stund die schöne Jungfrau, Ihr Herz litt große Not. Sie wendt ihn hin, sie wendt ihn her, Sie küßt ihn an sein Mund: „Wollt Gott, edler Herre, Daß ihr noch wärt gesund! So mag es leider nicht gesein, So will ich mein Leben Geben um das dein." Das ist das Ganze, was wir hiervon erfahren. Die Anrede der ihres Geliebten unter der Linde am Bronnen harrenden Fürstentochter an die Nachtigall ist auch sehr zusammengeschrumpft und allzu wenig der Situation angepaßt: „Was singst du, Frau Nachtigall, Du kleines Waldvögelein? Woll mir ihn Gott behüten, Des ich jetzt wartend bin!" Dann heißt es weiter: Das hört ein Zwerglein kleine, Das in dem Walde saß. Jetzt ist der Verfasser unseres Liedes wieder im Fahrwasser, jetzt geht ihm der Mund von dem, wes sein Herz voll ist, wieder über: er liebt das Sensationelle, Geheimnisvolle; und so wird denn in $3^1/_2$ Strophe erzählt, wie der Zwerg die schöne Jungfrau zu seiner Mutter entführt, wie diese ihm nachdrücklich empfiehlt, sie schleunigst wieder zu dem Orte, wo er sie gefunden, zurückzuführen, und wie er dem Geheiße nachkommt: „Du schaffst groß Jammer und große Not: Eh morn (morgen) der Tag anbrichet, So sind drei Menschen tot", hatte sie prophezeit. — So groß ist in dem vorliegenden Falle die Unfähigkeit einen fruchtbaren Stoff auszugestalten und künstlerisch einheitlich zu entwickeln! Auch die niederländische Form No. 88 giebt in Str. 2—4 das Gespräch zwischen Jungfrau und Wächter und berichtet in Str. 13—16 das Schicksal des Wächters, beides ganz ähnlich wie in No. 86, immerhin aber unter Ersparung von je 1 Strophe; der Zwergenepisode wird dagegen noch etwas mehr Raum vergönnt ($4^1/_2$ Str.). Geschickter ist die Anrede an die Nachtigall gestaltet, indem diese in Übereinstimmung mit vielen anderen Volksliedern zur Liebesbotin gemacht wird, die den Ritter zu der Stelle führen soll, wo die Jungfrau seiner wartet. Der Tod der beiden Liebenden ist ebenso kurz wie in 86 behandelt, aber wir erfahren doch wenigstens, daß der Ritter durch Selbstmord geendet hat, und daß sich die Jungfrau über seiner Leiche gleichfalls selber tötet. — Nr. 87 giebt an Stelle der Unterhandlung mit dem Wächter in Str. 2—5 eine allerdings etwas umständliche und eines straffen Fortschritts ermangelnde Schilderung der heißen Sehnsucht der beiden Liebenden nach einander und der brieflichen Verabredung zu dem Stelldichein am Brunnen vor dem Walde. 2 Strophen (6 u. 7)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

melden alsdann, wie die Jungfrau sich aufs schönste geschmückt habe und voll froher Zuversicht zu dem Brunnen gelangt sei. Von jener trauten Plauderei mit der Nachtigall weiß diese Form nichts; sie läßt vielmehr alsbald eine „grimme Löwin" aus dem Walde hervorbrechen, vor der die Jungfrau unter Zurücklassung ihres Mantels flieht. Dann heißt es (Str. 9) recht verwunderlich und unschön: Die Löwin gebar ihre Jungen Wohl auf dem Mantel gut; Der Mantel war bespritzet Mit Schweiß und rotem Blut. Darnach die Löwin wieder ging Zum Wald mit ihren Jungen. Da kam der Jüngling. Als dieser den mit Blut besprengten Mantel der Geliebten erkennt, schreit er laut auf, indem er überzeugt ist, daß diese in schwerem Kummer, ihre „Hoffnung" und ihren „Trost" nicht gefunden zu haben, sich selbst den Tod gegeben, oder daß sie von wilden Tieren zerrissen worden sei. Zur Sühne ihres frühen Todes durchbohrt er sich mit seinem eigenen Schwerte. Dies wird in 4 Strophen (10—13) ausgeführt. Hier ist klarer Zusammenhang, hier ist Motivierung, Betonung der Hauptsache und Streben nach innerlicher Vertiefung an Stelle des bloßen Wohlgefallens am rein Stofflichen, Bizarren. Ebenso wird in 5 weiteren Strophen (14—18) der Herzensjammer der Jungfrau und ihre Selbstentleibung dargestellt. Sie stirbt in dem tröstlichen Bewußtsein, von dem Geliebten nicht mehr getrennt zu werden: „Du hast gemeint, ich sei ermordt. Da will ich bei dir bleiben Ewiglich hie und dort." — Gemeit bedeutet lebensfroh und ist von Uhland und anderen Dichtern dem neueren Schriftdeutsch wieder zugeführt.

Ritter und Königstochter.

1. Es wohnet Lust bei Liebe,
Doch auch das größte Leid. —
Eine holde Königstochter,
Ein Ritter hochgemeit,
Sie waren sich von Herzen gut,
Doch sahen sich gar selten:
Streng war des Mägdleins Hut.

2. „Ach Wächter, liebster Wächter,
Ich mache dich gar reich.
Bring heimlich meinem Liebsten
Botschaft und Gruß zugleich.
Wenn heut des Tages Lärm verhallt,
Soll eins des andern warten
Am Born im dichten Wald."

3. Schwarz sank die Nacht hernieder,
Die Sterne blinkten kaum,
Und auf der Königsfeste
Lag alles tief im Traum.
Da ging ein Pförtchen, und es stahl
Ein Frauenbild sich leise
Hinab ins düstre Thal.

4. Die Jungfrau kam zum Bronnen
Gar froh und hochgemut:
„Nun ist mein Leid zerronnen:
Bald naht mein höchstes Gut!"
Hoch oben saß die Nachtigall
In breiter Lindenkrone
Und hub gar lauten Schall.

5. „Frau Nachtigall, du traute,
Willst du mir Botin sein?
So flieg ihm schnell entgegen,
Dem liebsten Reiter mein,
Und führ' ihn sicher brunnenwärts!
Wie heißes Sehnen quäle,
Weiß auch dein kleines Herz."

6. Da knackt es in den Zweigen:
„Willkomm, mein Herzenstrost!"
Ein ungefüger Eber
Kam durch den Hag getost.
Sie flieht entsetzt vom Lindenborn;
Ihr jäh entsunkner Mantel
Reizt seiner Hauer Zorn.

7. Als er sich ausgewütet,
Der Keiler trabt vondann.
Und tiefes Schweigen brütet
Weit in des Waldes Bann.
Da naht in Hast der junge Held,
Die Brust von süßem Sehnen
Und Hoffen hoch geschwellt.

8. Doch als der Liebsten Mantel
Er auf dem Moos entdeckt,
Zu Fetzen arg zerrissen,
Mit Geifer arg befleckt,
Da jammert er in tiefster Not
„O weh, o dreimal wehe,
Mein Lieb, mein Lieb ist tot!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

9. Wie hast du mein vergessen,
Maria, ew'ge Magd!
Warum hast du der Armen
Der Gnade Schutz versagt?
Geraubt hat sie ein wildes Tier.
Und ist ihr Blut verronnen,
Verrinn' auch meines hier!"

10. Und wieder tiefes Schweigen
Lag brütend ob dem Wald.
Da nahen leise Tritte:
Ein Mägdlein wohlgestalt,
Es schleicht sich bangend zu dem Quell.
Der Mond durchbricht die Wolken
Und lächelt klar und hell.

11. „Wer liegt hier tief gebettet,
So bleich und rot von Blut?"
Sie sinkt wohl auf die Kniee:
„Mein Gut, mein einzig Gut!
Erstarrt sein sonnig Augenpaar!"
Sie ringt die weißen Hände,
Zerrauft ihr braunes Haar.

12. „Bist du um mich gestorben,
So sterb' ich nun auch dir.
Bist du um mich verdorben,
Gesühnet sei's von mir."
Sie reißt das Schwert aus seiner Brust:
„Nun bleib' ich dir zur Seite,
Nun krönt das Leid die Lust."

Die Ballade von den zwei Königskindern behandelt die alte hellenische Schwimmersage von Hero und Leander, welche durch provenzalische und nordfranzösische Dichtungen schon vor dem 12. Jahrh. zu den Germanen rings um das Becken der Nordsee getragen zu sein scheint. Niederländer, Schweden, Dänen und Niederdeutsche kennen die Ballade in wesentlich übereinstimmender Form. Ihr edler, zu Herzen gehender Gehalt bahnte ihr nach allen Seiten hin den Weg, und sie wurde schließlich in ganz Deutschland, ja selbst in der Schweiz und dem Engadin, sowie bei Wenden, Letten und Ungarn gesungen. Niederrheinische Kolonisten haben sie auch nach Mähren in das sogenannte Kuhländchen getragen. Auf diesen Wanderungen hat sie natürlich größere oder geringere Änderungen erfahren. Im Kuhländchen ist die Erinnerung an das Meer ganz erloschen: der Jüngling ertrinkt in einem bloßen Waldbache, wenn er nicht vielleicht gar, wie manche Gelehrte den Schluß des Liedes deuten, von dem Fischer erschlagen und in das Wasser geworfen ist; die Königstochter ist zu einem bloßen Landmädchen namens Annle geworden, und um den vermißten Geliebten zu suchen, geht sie in den „Grunewald". In der Schweiz ist sie ebenfalls ein schlichtes Mädchen mit dem Namen Annele und Anni, und die See ist in einen Landsee, den „Boddesee", verwandelt.* Alle übrigen Überlieferungen halten gemeinsam daran fest, daß der Schauplatz die See, die Liebenden zwei Königskinder seien, deren Namen nicht weiter genannt werden. Es ist dabei sehr bemerkenswert, daß die Schwimmersage als solche unsere Voreltern nicht lebhafter interessiert zu haben scheint. Von den 9 Formen der Ballade, die E.-B. I S. 292—302 Nr. 84a—i bringt, haben die brandenburgisch-sächsische (b), die kuhländische (f) und die elsässische (h) den ganzen ersten Teil eingebüßt, der von der kühnen Schwimmerfahrt des Jünglings und von seinem jähen Untergang handelte. h hat dafür eine andere Anfangsstrophe aufgenommen, die auch in Oberhessen, Nassau und Sachsen gelegentlich gehört wird: Es war einmal eine Königin, Ein wunderschönes Weib, Die hatte eine Tochter, Zum Tod war sie bereit — eine ungeschickte Entlehnung aus dem weitverbreiteten Volksliede von der Jüdin (E.-B. I S. 850—54): Es war einmal eine Jüdin, Ein wunderschönes Weib, Die hatt' eine schöne Tochter, Ihr Haar war glatt geflochten, Zum Tanz war sie bereit. Die Ähnlichkeit des nun folgenden Zwiegesprächs zwischen Mutter und Tochter in den beiden Balladen hat jener Entlehnung Vorschub geleistet. Denn das Judenmägdlein spricht: „Ach Mutter, liebe Mutter, Mein Kopf thut mir so weh. Laß mich eine kleine Weile Spazieren auf grüner Heide, Bis daß mir besser werd." — Die Formen a, c, d, e und g (in Rheinland, Westfalen, Ostfriesland und der Lahngegend heimisch) haben allerdings noch den ersten Teil bewahrt, aber auch für sie hatte dieser Abschnitt der Sage so wenig Anziehendes, daß sie ihn in 3 kurzen Strophen abthun, die voller Dunkelheit sind. Daß mit dem „Wasser" oder der „See" ein Sund, eine Meerenge gemeint sei ähnlich dem Hellespont der griechischen Sage, muß man erst herausdeuten. Warum aber die beiden sich liebenden Königskinder „beisammen nicht kommen" können, das bleibt vollends unklar. Es heißt zwar: Das Wasser war viel zu tief, in der ostfriesischen Form (e): Dat Water

* Auch Elsaß (h) spricht von einem See.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was völs (= viel) to breed. Das kann jedoch der eigentliche Grund nicht gewesen sein. Denn die Liebenden müssen sich doch früher schon öfter getroffen haben, und es gab mehr als einen Weg heimlicher Begegnung. Str. 2 heißt in a: „Ach Liebster, könntest du schwimmen, So schwimm doch herüber zu mir! Drei Kerzen will ich anzünden, Und die sollen leuchten zu dir", und ganz ähnlich in c, d, e, g. Ein unmittelbares Gespräch mit dem bereits anwesenden Geliebten können diese Verse doch nicht sein; sie sehen aus wie der Inhalt eines für den Geliebten bestimmten Briefes, den ein zuverlässiger Bote ihm heimlich überbringen soll, oder wie ein mündlicher Auftrag an diesen. Das letztere wird gemeint sein, denn diese Worte werden belauscht. Der Vertraute wird aber doch wohl einen Nachen zur Überfahrt benutzen, und warum er in diesem den Königssohn nicht mit herüberbringt, ist nicht einzusehen. Wozu muß der Liebste erst noch gefragt werden, ob er nicht schwimmen könne, und zu einer solchen Fahrt erst eine Aufforderung erhalten? Hiernach hätte er dies Wagnis früher noch nie ausgeführt, sondern er ertrinkt gleich bei dem ersten Versuche, indem er infolge des Verlöschens der Kerzen die Richtung verfehlt (Str. 3). Eine schwache Erinnerung an das Ursprüngliche und Richtige hat vielleicht e noch bewahrt: „Du kannst ja good swemmen, min Leve, So swemme herover (herüber) to mi: Van Nacht (Heute Nacht) sal een Fackel hier brannen, De See to belüchten vör di." Er hat seine Schwimmkunst also früher schon bewiesen; er soll und wird sie auch gewiß in dieser Nacht beweisen, die wohl wegen ihrer besonderen Dunkelheit der Jungfrau Veranlassung giebt eine Fackel oder drei Kerzen anzuzünden. So lege ich mir die Sache zurecht und betrachte Str. 2 als ein zuversichtliches Selbstgespräch der Königstochter. Der eigentliche Grund, daß die Geliebten sich nur heimlich und auf einem so gefahrvollen Verkehrswege treffen, ist mit der griechischen Sage und mit Schillers Ballade in dem Zwist der Väter zu suchen: Doch der Väter feindlich Zürnen Trennte das verbundne Paar (Schiller). Dieser Zug ist in unserer Volksballade ganz in Vergessenheit geraten und muß wieder eingeführt werden. Auch die schweizerische Form (i) weiß hiervon nichts mehr; in ihr ist vollends von einer heimlichen Begegnung nicht mehr die Rede; nur das Wasser ist das Hemmnis. Denn der Geliebte schreit zu seinem Lieb über den See hinüber: Ob es nit zünda wett (Ob es kein Licht anzünden wolle). Str. 2—5 geben dann in breiter Ausführung die Antwort des Mädchens: freilich wolle sie „das Liechtli" zünden; doch stelle sie es auf die Höhe des Berges, so verlösche es ihr der Wind, stelle sie es in die Mitte, so verlöschten es ihr die Kinder, und stelle sie es „in die Teufi", so verlösche es ihr „das alte Wib, die Her", die dort „nebe dem Seeli" (einem Flüßchen) liege, in „ihrem Chib" (in ihrem Groll). Dann könne er nicht herüber finden, sondern bleibe „verloren im See". Unter diesem langen Erwägen ist ihr das Licht völlig abgebrannt: „Ach Gott, wie will ich der zünda? Ha scho keis (kein) Liechtli meh!" Hinter Str. 5 ist wohl eine Lücke; denn das Lied fährt ohne weiteres fort: Das Annele sprung zu der Mutter: „Erlaubet mir's an den See." In den übrigen Formen, die überhaupt diesen Teil der Überlieferung behandeln, ist dagegen keine Lücke: da heißt es, wenn auch in aller Kürze: Der Jüngling ertrank so tief (a) — Der junge Herr der ging zu Grund (c) — Leif Hierte bleif in de See (d) — De Königssohn bleev in de See (e) — Der Jüngling und der sank so tief (g). Diese Kürze ist sogar äußerst wirkungsvoll und darf nicht beseitigt werden; ich habe versucht ihr noch etwas Ahnungsschweres beizumischen. — Die meisten Formen lassen den Jüngling dadurch verunglücken, daß die Kerzen ausgelöscht werden von einem „falschen Nönnchen" (a), von „einer falsken Nunne" (d u. e), einer „falschen Nonne" (g), die das Gespräch der Jungfrau gehört hat, indem sie that, „als wenn sie schlief" (a u. g), „up ere Slapkammer" (d). Die Nonne befremdet hier einigermaßen; sie wird wohl erst nach den reformatorischen Bewegungen in das Lied eingedrungen sein. Beachtenswert ist, daß die flamändische Form (S. 303 Nr. 85a) statt der Nonne een oude kwene, Een alzoo vilynisch vel (ein altes Weib, eine gar so garstige Vettel), und die schweizerische Form, wie schon mitgeteilt, „Das alte Wib, die Her" bietet. Der Zusatz: Die „nebe dem Seeli lit", deutet darauf hin, daß hiermit das Wasserweib, die Nixe gemeint sei. E.-B. I S. 298 bemerkt überdies zu d, daß neuere Texte statt „falsche Nonne" „falsche Nixe" böten, was „wol Verirrung" sei. Ich bin gerade entgegengesetzter Meinung: ich betrachte Nixe vielmehr als das Ursprüngliche; denn die Liebe der Wasserfrauen zu schönen Erdensöhnen ist ein eigentümlicher Zug

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in den mythischen Vorstellungen unserer heidnischen Voreltern (s. oben S. 6). Als dieser Glaube geschwunden oder wenigstens anstößig geworden war, wurde die Nixe durch die Nonne ersetzt, der man Mangel an Anteilnahme an dem Liebesleben anderer, ja sogar Mißgunst zutrauen durfte. Vielleicht steckt in dem Nönnchen aber auch eine Umdeutung eines alten, nicht mehr verstandenen mythischen Wortes; beachtenswert scheint mir in diesem Zusammenhange, daß eine Lesart aus Remscheid folgendermaßen lautet: Da war ein mutwilliges Höhnchen, Das that, als ob es schlief, Das thät die Kerzen ausblasen. Noch anders hat sich die Poppelsdorfer Überlieferung zu helfen gewußt: Da kam ein schurkiger Bauer, Ein schurkiger Edelmannssohn, Der thät sich die Kerzen ausblasen. — Den ganzen Nachdruck legt die Ballade in sämtlichen überlieferten Formen auf die Schilderung des Jammers der Jungfrau, die von dem Untergange des Geliebten in der verflossenen Nacht überzeugt ist. Diese Herzensnot wird uns einerseits in ihrem Zwiegespräch mit der Mutter, andererseits in dem mit dem Fischer vorgeführt. Das Gespräch mit der Mutter umfaßt in c 3, in a, b, g u. h 5, in i 6, in e 7, in d 9, in f sogar 11 Strophen. Man sieht, namentlich gewisse Formen haben sich in dieser Ausmalung gar nicht genug thun können. Die Form c weiß nur von einer jungen Schwester der Unglücklichen, die sie an die See begleiten soll; in a u. h soll erst die jüngste Schwester, dann der jüngste Bruder mitgehn, in e u. f umgekehrt erst der jüngste Bruder, dann die jüngste Schwester, in b erst der älteste Bruder, dann die jüngste Schwester (gegenüber den Einwendungen der Jungfrau eine sehr gedankenlose Reihenfolge), in d erst die allerjüngste Schwester, dann der allerjüngste Bruder, in f erst der jüngste Bruder, dann die jüngste Schwester, zuletzt das Hausgesinde, in i erst das kleine Schwesterlein, dann das kleine Brüderlein, zuletzt der alte Schiffmann, womit zugleich ein Übergang zu dem letzten Teile gewonnen wird; denn der Schiffmann entspricht dem Fischer der übrigen Formen. — Die Begründung des so ungestüm ersehnten Ausganges an die See lautet überall ähnlich, immerhin jedoch verschieden: in a, b, g u. h heißt es, und zwar nur einmal: „Mein Kopf thut mir so weh" — ähnlich in c: „Wie thut mir mein Haupt so weh!" — recht seltsam in i: „I möcht mini Händeli chuela (kühlen), Sie thuent mer im Herzen weh" — in e: „Min Harte dat deit mi so wee." Zwei Formen bringen eine wiederholte Begründung, und das ist gegenüber den wiederholten Gegenvorstellungen der Mutter wohlbegründet, nur hätte in dieser Begründung eine Steigerung beobachtet werden sollen. Die Form f bietet 2 mal: „Mein Herz thut mir so weh" und dann 2 mal: „Mein Häuptlein thut mir weh." Das ist verfehlt. Geschickter fängt es d an: dort lesen wir erst ein 2maliges: „Mine Augen doet mi der so weh" und dann ein 1maliges: „Min Hierte doet mi der so weh." — Die Einführung des Hausgesindes thut des Guten allzuviel. Auch der Kindersegen ist vom Übel, den manche Formen dem Königspaare zuerteilen, wenn die Jungfrau nicht bloß eine junge Schwester und einen jungen Bruder neben sich haben soll, sondern sogar eine jüngste Schwester und einen jüngsten, bezw. ältesten Bruder, oder vollends eine allerjüngste Schwester und einen allerjüngsten Bruder. Die Tragik der Ballade wird eine viel ergreifendere, wenn den Eltern nach dem Verluste der Jungfrau nur noch ein einziges Kind verbleibt. Man thut wohl am besten, mit c nur noch ein einziges Kind anzunehmen, wobei sich gleich gute Gründe für die Wahl eines Bruders wie für die einer Schwester geltend machen lassen. Weiter als bis zu einer jungen Schwester und einem jungen Bruder, und zwar in dieser Reihenfolge, wird man nicht gehen dürfen; hierin hat die schweizerische Form das Richtige getroffen. — Die Ablehnung jeder Begleitung seitens der Jungfrau wird in allen Formen auf fast die nämliche Weise begründet; die Abweichungen sind so geringfügig, daß sich ihre Aufzählung nicht lohnt; nur die kuhländische Form geht auch hier ihre ganz besonderen Wege, die aber für unsere Umdichtung nicht gangbar sind. — So ausführlich aber auch das Gespräch zwischen Mutter und Tochter im allgemeinen behandelt ist, so scheint doch in den Einwendungen der ersteren eine zweifache Lücke vorhanden zu sein, wie man aus den Antworten der Tochter, glaub' ich, entnehmen kann. Ich habe sie durch Eindichtung von 2 Strophen auszufüllen versucht.

Durch die Einführung der Mutter hat unsere Ballade einen schön menschlichen, herzbezwingenden Zug bekommen, den die Schillersche Bearbeitung der antiken Sage nicht kennt. Dasselbe gilt von der Einführung des Fischers. Übrigens weichen auch in diesem Schlußteil die einzelnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Formen nicht unerheblich von einander ab. Von dem Kirchgang der Mutter wissen nur a, c, e, g und die flamändische Form; die elsässische Form h läßt die Mutter verwunderlicherweise schlafen gehen (Str. 7), wiewohl Str. 8 diesen Teil der ganzen Handlung in den frühen Morgen versetzt; a, d u. f lassen die Tochter zu dem Gang an die See sich erst noch schmücken, nicht zum Vorteil für die Dichtung; in i fehlt jede Vermittelung zwischen dem zweiten und dritten Teil. Kuhland und Schweiz mit der Versetzung des Vorganges in schlicht ländliche Verhältnisse haben natürlich die goldene (a, d, g) oder demantene (e) Krone, die goldene (b, e) Halskette aufgegeben; auch von einem Demantring (d) kann bei ihnen keine Rede sein; dagegen haben sie mit den meisten Überlieferungen den goldenen Ring beibehalten, doch zieht ihn die Jungfrau nicht von ihrem Finger, sondern von dem des aufgefischten toten Geliebten, und in i giebt sie ihn dem „Schiffmann" als „Finderlohn", in f bietet sie ihn dem Fischer als „Trankgeld" an, das dieser aber ablehnt: „Was hilft mir dein Goldringelein, Wenn ich's darf niemals trag'n? Da würden alle Leut sprechen, Ich hätt' ihn selber erschlag'n." In c ist offenbar eine Lücke eingerissen; die Jungfrau verheißt dem „jungen, herzliebsten Fischer" zwar „einen großen Lohn," dabei bleibt es aber auch. Auch h weiß nichts von einer Belohnung; hier sucht der Fischer ganz aus sich: „Guten Tag, guten Tag, Herr Fischer, Was schaffst du schon so früh?" „Ich suche deinen Geliebten, Der gestern ertrank im See." e setzt ein Verhältnis herzlicher Ergebenheit des Mannes aus dem Volke gegenüber der edlen, leutseligen Königstochter voraus; denn der „gode Fisker" erwidert der Jungfrau: „Vör ju wil ich dagelank fisken, Verdeent ik ook nicks als Godslohn". Doch wie sie ihm angekündigt („riek will ik di maken"), belohnt sie ihn auch fürstlich: „Hier hest du min goldene Ketten Un mine demantene Kron." — Die Beschenkung wird beizubehalten sein. Die flamändische, kuhländische und schweizerische Überlieferung beschränken sie auf einen goldenen Ring, alle übrigen außer c und h berichten von einer doppelten Gabe, aber nur a und g wissen diese zu einer geschickten Steigerung zu benutzen, während b durch Umkehr der Reihenfolge in der Zweckbestimmung der Gaben gerade eine Abschwächung und d durch müßige Wiederholung Einförmigkeit herbeiführt. — Die Aufforderung der Jungfrau an den Fischer seine Netze auszuwerfen zeigt auch Verschiedenheiten: nach a, c, d u. g soll er den Königssohn fischen, nach b einen reichen Königssohn, nach i „ein ertrunkene Chnab;" die anderen Formen wählen in leicht erkennbarer Absicht einen noch unbestimmteren Ausdruck; e: „Hier hebb' ik min Leewste (mein Liebstes) verloren, Wat ik up Erden had, Doch riek wil ik di maken, Kanst du upfisken den Schat" — f: „Fangt mir ein Fischelein, Es mag sein groß oder kleine, Wie sie gewachsen sein" — 85: „Gy zoud er voor my eens visschen" (Ihr sollt für mich einmal fischen) — h, wie schon oben bemerkt ist, läßt den Fischer sagen: „Ich suche deinen Geliebten, Der gestern ertrank im See". Hier erfährt die Jungfrau erst durch den Fischer den Untergang des Geliebten, und das ganze vorhergehende Zwiegespräch zwischen Tochter und Mutter ist nun eigentlich sinnlos, wenigstens unbegründet, zumal der ganze erste Teil in Wegfall gekommen ist. — Das Verhalten der Jungfrau nach der Auffindung der Leiche ist in den einzelnen Formen ebenfalls ein sehr verschiedenes: in a u. b ein Umarmen und Küssen der Leiche gleich nach ihrer Auffindung, dann erst die Belohnung des Fischers; in d, e u. g die umgekehrte Reihenfolge; in i in 3 Strophen ein dreifaches Gebet für den Verstorbenen („B'hüet ihn Gott im Himmel, Daß er ihn fahra lot!" (zum Himmel auffahren läßt) — „Verleih ihm Gott im Himmel Eis (Ein) guets glückseliges End!" — „Verleih ihm Gott im Himmel Ei gueti glückselige Stund!"), dann der „Finderlohn". — Das Kuhland weiß von dem Tode des Mädchens nichts. — Das Elsaß (h) läßt die Jungfrau bei der Meldung des Fischers sich ohne Erwiderung jählings ertränken: Sie schwingt um sich ihren Mantel Und stürzt sich in den See hinein. Hier liegen schon begraben Zwei Königskindelein. Auch c, e u. i lassen die Jungfrau ohne Abschiedswort aus dem Leben scheiden: Sie nahm ihn in ihre Arme Und drückt' ihn an ihren Mund: „Bei dir ist's so wohl und so wehe!" Und sank mit ihm in den Grund — Se drückde häm fast an hör Harte, Dat Harte dat dee (that) hör so wee, Un langer kun se nich leeven Un sprunk mit häm in de See — Un nahm der (= den) Jungchnab in Arfel (Arm), Sprang mit em i Boddesee: „Es soll wege minetwille Kein Jüngling sterbe d'aß de!" (denn als der!). In 5 Formen hat sich das Bedürfnis eines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

versöhnenden Abschlusses geltend gemacht: die Jungfrau soll ohne Groll gegen die Ihrigen, die ihr Liebesglück zerstört und den Geliebten und sie selbst in einen vorzeitigen Tod getrieben haben, von hinnen gehen. Am breitesten führt 85 diesen Gedanken aus: Zy hielt haer tief in haer armen En sprong er mit hem in de zee: „Adieu, zeyde zy, schoone wereld (Welt)! Gy ziet (seht) er my nimmermeer. Adieu, o myn Vader en moeder, Myn vriendekens alle gelyk: Adieu, myn zuster (Schwester) en broeder, Ik vare naer't Hemelryk." Andere Formen beschränken den Abschied auf Vater und Mutter; d: Se sprank met em in de Wellen: „O Vader un Moder, ade!" — a, b u. g: „Gut Nacht, mein Vater und Mutter! Ihr seht mich nimmermeh." Die letztgenannten 3 Formen fügen dann noch eine Schlußstrophe hinzu, die ich beibehalten habe. Sie wird zwar wohl erst jüngeren Ursprungs sein, hat aber einen gewissen poetischen Reiz.

Die zwei Königskinder.

1. Es liebten zwei Königskinder
Einander von Herzensgrund,
Doch alter Ahnenhader
Wehrte dem trauten Bund.

2. Sie wohnten hüben und drüben
Am Sund der blauen See
Und schauten von ihren Zinnen
Gar oft hinüber in Weh.

3. „Mein Lieb, kommst doch geschwommen,
So schwarz auch heute die Nacht.
Drei helle Fackeln zünd' ich an;
Der nimm beim Schwimmen in Acht!"

4. Voll Neid vernahm es die Nixe,
Dieweil sonst alles schlief:
„Ei, Fackeln lassen sich löschen,
Und die See ist wundertief."

5. Drei Lichter sprühn durchs Dunkel —
Drei Lichter schwinden im Nu. —
Du junger Edelkönigssohn,
Wie lange zauderst du?

6. Da war es Sonntagmorgen,
Und alles war schmuck und froh;
Nur einer Edelkönigsmagd
Brannten die Augen so.

7. „Ach Mutter, liebste Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh;
Drum will ich einsam mich ergehn
Am Rand der rauschenden See."

8. „Ach Tochter, liebste Tochter,
Wie stände dir solches an?
Weck deinen Bruder! Mit Freuden
Geleitet er dich hindann."

9. „O nein, mein junger Bruder,
Ist noch ein thöricht Kind:
Er schießt wohl alle Vögel,
Die am Gestade sind."

10. „Wohl ist er noch jung an Jahren,
Doch schon besonnen genug.
Sein Pfeil jagt Möven und Raben,
Der Tauben schont er klug."

11. „Und schießt er auch nur das Wilde
Und läßt das Zahme in Ruh:
„Das war das dreiste Königskind"
Raunt man sich dennoch zu.

12. Ach Mutter, liebste Mutter,
Mein Herz auch thut so weh;
Drum muß ich einsam mich ergehn
Am Rand der rauschenden See."

13. „Ach Tochter, liebste Tochter,
Zur Kirche komm mit mir!
Ein jeglich Weh des Herzens,
Erquickung wird ihm hier."

14. „Ach Mutter, liebste Mutter,
Allein zum Beten geh!
Mein brennend Herzweh kühlet
Am besten die rauschende See."

15. Die Mutter ging zur Kirche,
Die Tochter ging zum Strand.
Sie eilte wohl auf, sie eilte wohl ab,
Bis sie den Fischer fand.

16. „Ach Fischer, mein guter Fischer,
Du siehst, ich bin so krank.
Du kannst und mußt mir helfen.
Auf, rüste dein Netz zum Fang!

17. Versunken ist mir das Liebste
In meinem Erdenlauf.
Gar reich will ich dich machen,
Holst du den Schatz herauf."

18. „Für euch, vieledle Jungfrau,
Fisch' ich wohl tagelang,
Verdient' ich auch nichts weiter
Als Gotteslohn zum Dank."

19. Er senkte sein Netz zu Wasser,
Die Lote sanken zu Grund.
Er fischte wohl auf, er fischte wohl ab —
Ein Jüngling war sein Fund.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

20. Sie schloß ihn in beide Arme,
Sie küßt' ihm den stummen Mund:
„Ach könntest du reden, du Mündlein bleich,
So wär' mein Herze gesund."

21. Was löst sie von ihrem Haupte?
Ein Krönlein von lichtem Gold:
„O nimm, du guter Fischer,
Den wohl verdienten Sold!"

22. Was zieht sie von ihrem Finger?
Ein Ringlein von Golde rot:
„O nimm, du armer Fischer,
Kauf deinen Kindern Brot!"

23. Sie schloß den Liebsten ans Herze,
Sie sprang mit ihm in See:
„Ade, lieb Vater und Mutter!
Mein junger Bruder, ade!"

24. Da hört man Glöcklein läuten,
Da hört man Jammer und Not:
Da liegen zwei Königskinder,
Sind alle beide tot.

Ich meine, eine Dichtung wie diese sollte in unseren Lesebüchern aufgenommen werden; auch hätte das jüngere Hildebrandslied, gehörig eingerichtet, längst einen Platz darin verdient. — In die Gruppe I. 3 gehört auch das Lied „Die Nonne", das ich früher bereits bearbeitet habe (Aus gut. Stund. S. 273—75; vgl. E.-B. I S. 312—24 Nr. 89a—f u. 90a—d).

An den bisherigen Proben glaub' ich die verschiedenen Arten von Wandlungen und Entstellungen, denen unsere Volkslieder ausgesetzt gewesen sind, sowie die Grundsätze für meine Bearbeitung klar genug veranschaulicht zu haben, um mich im Folgenden auf die Mitteilung der Umdichtungen selber und auf einige wenige Bemerkungen beschränken zu können.

4) Geschichtliche Balladen. — Die schöne Bernauerin. Agnes Bernauer war die schöne Tochter des Baders Kaspar Bernauer aus Biberach. Albert, ein Sohn des Herzogs Ernst von Baiern, war ihr mit so leidenschaftlicher Liebe zugethan, daß er sie trotz der nachdrücklichen Einsprache seines Vaters zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machte und ihr in Straubing an der Donau einen Fürstensitz anwies. Seines Vaters Groll ging so weit, daß er den Sohn als einen, der wegen dieser nicht standesgemäßen Verbindung seine Ritterehre verwirkt habe, von einem großen Ritterfeste in Regensburg ganz ausschloß; auch benutzte er 1435 die Abwesenheit seines Sohnes von Straubing, um die Verhaßte verhaften und ihr als einer Hexe und Zauberin den Prozeß machen zu lassen. Man führte sie (12. Okt.) alsdann auf die Donaubrücke und stürzte sie in den Fluß, und als sie sich durch Schwimmen zu retten suchte, drückten die Henkersknechte mit langen Stangen ihren Kopf unter das Wasser, bis sie versank. Albert zog wider seinen Vater zu Felde und stiftete für Agnes im Karmeliterkloster zu Straubing eine ewige Messe. — Das bairisch-österreichische Volkslied (E.-B. I S. 326—29) hat die geschichtlichen Thatsachen in mehreren Punkten verändert. Meine Bearbeitung hat von dem alten Volksliede eigentlich nicht viel mehr als die Anregung empfangen; selbst der Rohstoff ist z. T. ein anderer; desgleichen das Versmaß (das Volkslied hat 23 dreizeilige Strophen), das von mir frei erfunden ist. Entlehnt ist nur ein einziger Vers (6,1). Ich erinnere in dieser Beziehung an Bürgers Lenore.

Die schöne Bernauerin.

1. Drei Reiter halten vor kleinem Haus;
Der alte Herzog sandte sie aus
Vom stolzen Isarschlosse.
Hell wiehern die Rosse.

2. „Glück auf, Bernauers Töchterlein!
Dein junger Herzog grüßt dich fein:
Sein Vater grollt zur Stunde
Nicht mehr dem Bunde."

3. Da schmückt das süße Bürgerkind
Mit Linnen den jungen Leib geschwind,
Dem Liebsten sonder Weilen
Entgegen zu eilen.

4. Sie reitet im Troß so still beglückt
Und sinnt, wie sein erster Kuß sie entzückt.
Durch Matten führen die Pfade
Zum Donaugestade.

5. „Laß ab vom Herzog, du Baderdirn!
Laß ab und neige die stolze Stirn!
Dann mag dein Stern noch blinken;
Sonst mußt du ertrinken."

6. „Der Herzog ist mein, und ich bin sein.
So bleibt es bei Sankt Marien Gebein!
Will lieber mein junges Leben
Zum Opfer geben."

7. Das Wasser rauscht und das Wasser schwillt.
„Maria, hilf, du Gnadenbild!
Mein Herzog baut dir zur Stelle
Die schönste Kapelle."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8. Das Wasser schweigt und das Wasser sinkt.
Sie rudert mit Kraft, und der Sprung gelingt:
Sie steht im keuschen Gewande
Am grünen Strande.

9. Der jüngste der Reiter beugt sein Knie:
„Für diesmal half dir Sankt Marie.
Sei mein! erhöre mein Werben!
Sonst mußt du sterben."

10. „Du lieber junger Reitersmann,
Ach daß ich dir nicht lohnen kann!
Laß ab von deinem Werben!
Will lieber sterben."

11. Die Zwei die schleudern sie über den Rand,
Wohl in den wildesten Wogenbrand.
Die schäumenden Fluten haben
Ihr Haupt begraben.

12. Herr Albrecht baut ein Gotteshaus,
Drin ruht nun der Weiber treuestes aus.
Man wird in den spätesten Tagen
Von ihr noch singen und sagen.

II. Lieder. 20 Liederbearbeitungen habe ich bereits früher geboten (Aus gut. Stund. (S. 270—94).

Der Wanderbursch.

1. Der Bursch zieht munter zum Thor hinaus.
— Ade! —
Ein Mägdlein wartet am letzten Haus.
— Ade, ade, ade! —

2. „O weine nicht, lieb Mägdelein!
Es muß fürwahr gewandert sein."

3. „Und mußt du ziehn ins weite Land,
Reich mir noch einmal deine Hand!"

4. „Hier ist die Hand, hier ist mein Wort;
Das trag' ich mit von Ort zu Ort.

5. Feinslieb, dein Aug' ist licht und blau:
Dein denk' ich, wenn ich den Himmel schau'.

6. Feinslieb, wie würzig ist dein Mund:.
Des mahnt mich jedes Blümlein im Grund.

7. Feinslieb, dein Wänglein ist rosenrot:
Mein Lieben blüht bis in den Tod.

8. Und kehr' ich wieder übers Jahr,
— Ade! —
So wirst Frau Meisterin fürwahr.
— Ade, ade, ade!"

Der Mühlknappe.

1. Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein stolzes Haus;
Da schauen an jedem Morgen
Drei holde Mägdlein heraus.

2. Die eine die heißt Susanne,
Die andre die heißt Marie;
Die dritte darf ich nicht nennen;
Im Herzen trag' ich die.

3. Hier unten im kühlen Grunde,
Da treibt das Wasser ein Rad;
Mich treibt allein die Liebe,
Die Liebe früh und spat.

4. Das Rad ist nächten gebrochen,
Das Wasser hat doch Bestand.
Wenn zwei Herzliebste scheiden,
Sie reichen sich treu die Hand.

5. Das Scheiden, o weh! das Scheiden,
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat mein junges Herze
Zum Sterben krank gemacht.

6. Und muß ich nun heute scheiden,
Wo soll ich begraben sein?
In meines Liebchens Garten
Wohl zwischen den Röslein fein.

7. Das Lied hat hier ein Ende,
Ein Müller hat es erdacht;
Den hat des Grafen Töchterlein
Vom Lieben zum Sterben gebracht.

Der Traum.

1. In meines Liebchens Garten,
Da lag ich jüngst und schlief;
Da träumt' ich einen schweren Traum,
Als fiel' ein Schnee gar tief.

2. Und als ich drauf erwachte,
Da war es also nicht;
Da waren es rings die Röslein rot,
Die schneiten mir ins Gesicht.

3. Ich wand die roten Rosen
Zu einem feinen Kranz
Und gab ihn meinem feinen Lieb
Wohl für den Reigentanz.

4. Der Reigen ist längst vorüber;
Wo bleibt mein falsches Kind?
Nun seh' ich, daß all die Röslein rot
Zu Schnee geworden sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

20. Sie schloß ihn in b
Sie küßt' ihm den
„Ach könntest du reden,
So wär' mein He
21. Was löst sie von ih
Ein Krönlein von
„O nimm, du guter Fi
Den wohl verdien
22. Was zieht sie von i
Ein Ringlein von

armer Fischer,
nen Kindern Brot!"
den Liebsten ans Herze,
ng mit ihm in See:
ter und Mutter!
nger Bruder, ade!"

Ich meine, eine D
hätte das jüngere Hildeb
die Gruppe I. 3 gehört
gut. Stund. S. 273—7

nan Glöcklein läuten,
man Jammer und Not:
Königskinder,
e beide tot.

An den bisherigen
denen unsere Volkslieder
genug veranschaulicht zu
selber und auf einige we

ichern aufgenommen werden; auch
nen Platz darin verdient. — In
üher bereits bearbeitet habe (Aus
—f u. 90a—d).
n Wandlungen und Entstellungen,
dsätze für meine Bearbeitung klar
ie Mitteilung der Umdichtungen
n.

4) Geschichtliche
Tochter des Baders Kas
Baiern, war ihr mit so
sprache seines Vaters zu
einen Fürstensitz anwies.
wegen dieser nicht stande
Ritterfeste in Regensburg
von Straubing, um die
machen zu lassen. Man
Fluß, und als sie sich d
Stangen ihren Kopf unt
und stiftete für Agnes i
österreichische Volkslied
Punkten verändert. Me
als die Anregung empfa
(das Volkslied hat 23 d
einziger Vers (6,1). Ja

n. Agnes Bernauer war die schöne
n Sohn des Herzogs Ernst von
sie trotz der nachdrücklichen Ein-
d ihr in Straubing an der Donau
aß er den Sohn als einen, der
erwirkt habe, von einem großen
die Abwesenheit seines Sohnes
Hexe und Zauberin den Prozeß
Donaubrücke und stürzte sie in den
en die Henkersknechte mit langen
zog wider seinen Vater zu Felde
ewige Messe. — Das bairisch-
htlichen Thatsachen in mehreren
lksliede eigentlich nicht viel mehr
nderer; desgleichen das Versmaß
ffunden ist. Entlehnt ist nur ein
ers Lenore.

1. Drei Reiter halten
Der alte Herzog sandte
Vom stolzen Isars
Hell wiehern die
2. „Glück auf, Berna
Dein junger Herzog grü
Sein Vater grollt
Nicht mehr dem
3. Da schmückt das fü
Mit Linnen den jungen
Dem Liebsten sond
Entgegen zu eil
4. Sie reitet im Troß
Und sinnt, wie sein erste

Ratten führen die Pfade
Donaugestade.
vom Herzog, du Baderdirn!
ige die stolze Stirn!
ag dein Stern noch blinken;
mußt du ertrinken."
zog ist mein, und ich bin sein.
i Sankt Marien Gebein!
er mein junges Leben
Opfer geben."
er rauscht und das Wasser schwillt.
u Gnadenbild!
rzog baut dir zur Stelle
hönste Kapelle."

TIFFEN Gray Scale © The Tiffen Company, 2007
R G B W G K C Y M B
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 17 18 19

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ritterliebe.

1. „Schon graut es in dem Osten,
Der Morgenstern erbleicht;
Drum öffnet mir das Kämmerlein,
Eh ganz die Nacht entweicht!"
2. „Was stört ihr meinen Schlummer,
Eh noch die Nacht verfloß?
Ich lass' euch fürder nicht mehr ein.
Drum wendet euer Roß!"
3. „So kommt herab zum Garten,
Gönnt mir ein letztes Wort!
Mein Rößlein bind' ich mit dem Zaum
Wohl an die Linde dort."
4. Das Käuzlein fliegt vom Aste,
Das Frührot scheint wie Blut:
„Nun sitzt zu meiner Linken hier
Und heget frohen Mut!"
5. „Ich kann und mag nicht sitzen,
Ich kann nicht fröhlich sein:
Das Herz zerspringt mir in der Brust,
Und alle Schuld ist dein."
6. Was riß er von seiner Seiten?
Ein Schwert gar scharf und gut.
Es leuchtet auf wie jäher Blitz —
Es ist so rot von Blut.
7. „Ach reicher Gott im Himmel,
Wie ist mein Schwert so rot!
Im Himmelsthron du reicher Gott,
Wie bitter ist der Tod!"
8. Was zog er ihr vom Finger?
Ein güldnes Ringelein;
Das gab beim ersten Sonnengruß
So wunderhellen Schein.
9. Er warf es in den Bronnen:
„Schwimm hin, o Ring, schwimm her!
Kein Lieb, das dich am Finger trägt,
Kein Herzlieb hab' ich mehr."

Frisch zu!

1. He willkommen, Jümferlein,
Hier im Holz!
Lass' sie hübsch das Zieren sein!
Nicht so stolz!
Schau' sie: wo in aller Welt
Ist ein Bursch so wohlbestellt?
2. Ei, sie wetterschmuckes Kind,
Ist sie Stein?
Hier die Hand und nun geschwind
Querfeldein!
Guck' sie: drüben winkt der Krug,
Wein und Spiel und Tanz genug!
3. Kerle, tapfer aufgegeigt,
Daß im Schwang
Brust und Busen wilder steigt!
Kling und Klang!
Saal rundum bei He und Ho!
Hind' und Hirsch kann's nimmer so.
4. Wirt, ein Kännlein noch zum Schluß!
Schlankes Reh,
Keine Sünd' ist heißer Kuß.
Nun ade!
Sonntag kehrt gar bald, mein Schatz;
Trifft im Holz mich auf dem Platz.

Hans Angemach.

1. Es ist ein Schnee gefallen,
Wo find' ich nun den Weg?
Auch werfen sie mich mit Ballen,
Such' ich zu dir den Steg.
2. Mein Haus hat keine Ziegel,
Es ist so morsch und alt;
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist so kalt.
3. Ach Liebste, hab' Erbarmen
Und komm herüber zu mir!
Umfah mich mit den Armen!
Dann flieht der Winter schier.

Das Neuste.

1. Zu Lübeck hat im Spatzennest
Jüngst eine bunte Kuh
Neun muntre Zicklein ausgebracht,
Ein Böcklein auch dazu.
2. Zu Cöllen ist der Rhein verbrannt
Samt einem alten Weib;
Doch ist sie wieder aufgelebt
Mit nagelneuem Leib.
3. Zu Frankfurt ist ein Spaß passiert,
Der Geißbock hat's erzählt:
Da ist ein toter Schneidergesell
Zum Burgemeister gewählt.
4. Zu München verkauft die Hökerfrau
Schuhsohlen als Spinat;
Auch wird der alte Stephansturm
In Wien halt noch Soldat.

Fortsetzung und Schluß im nächsten Osterprogramm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf